

HENNING SUSSEBACH

**ANNA**  
ODER:  
WAS  
VON  
EINEM  
LEBEN  
BLEIBT

Die Geschichte meiner Urgroßmutter

C.H.Beck



Henning Sußebach

**Anna oder:  
Was von einem  
Leben bleibt**

*Die Geschichte meiner Urgroßmutter*

C.H.Beck

# Übersicht

[Cover](#)

[Inhalt](#)

[Textbeginn](#)

# Inhalt

[Titel](#)

[Inhalt](#)

[Dank](#)

[Bildnachweis](#)

[Zum Buch](#)

[Vita](#)

[Impressum](#)



*Für meine Mutter*

Jeder Mensch stirbt zweimal.

Sein erster Tod ist biologisch und der, den wir meinen, wenn wir vom Sterben sprechen. An einem bestimmten Tag, zu einer festen Stunde, fehlt dem Herz die Kraft für einen nächsten Schlag, versiegen die Hirnströme, stellt ein Arzt einen Totenschein aus und bestätigt damit amtlich ein Ende, das insofern keins ist, weil in genau diesem Moment das zweite Sterben beginnt: Der Mensch wird vergessen.

Der zweite Tod, nennen wir ihn den sozialen, vollzieht sich anfangs fast unmerklich. Beim Begräbnis reden noch alle über die verstorbene Person, auch in den Wochen danach ist sie in den Gedanken der Hinterbliebenen fast so präsent wie zu Lebzeiten, sodass kaum auffällt, dass einige sich eher an ein Gesicht erinnern und andere an eine Stimme, an eine Geste oder einen Geruch, an ein Gelingen oder an ein Missgeschick, an einen Alltagsmoment beim Abendbrot oder an ein gemeinsam durchgestandenes Abenteuer, an einen Augenblick des Glücks oder der Furcht, an ein Lob oder an eine Ohrfeige. Das Bild des verstorbenen Menschen besteht nur noch aus Bruchstücken, die von Tag zu Tag mehr mit den Gefühlen der Nachfahren zu tun haben und immer weniger mit dessen eigenem Wesen. Bald gefriert die Mimik, verklingt das Lachen, braucht es zum Gedenken einen Jahrestag oder ein Erbstück wie eine Zuckerdose, die dann bei einem Umzug zerbricht oder verloren geht. Schon für die folgende Generation bleiben oft nur Fakten, eine biografische Hülle ohne Wesenskern, hohl und hart wie der Panzer eines Insekts: Name, Wohnort, Beruf, Krankheiten, die großen Schicksalsschläge. Mit Glück ein Tagebuch, Briefe oder Fotos, auf denen ein nun schon fremder Mensch zu sehen ist, von dem sich glauben ließe, er habe nie eine Existenz außerhalb der Bilder geführt.

Das Individuum mutiert zum Irgendjemand, zum auswechselbaren Vertreter einer vergangenen Epoche. Zum Tagelöhner mit Heugabel, zur Mutter mit fünf Kindern am Rockzipfel, zum Weltkriegssoldaten in Uniform, zu historischem Hintergrundpersonal ohne eigene Identität. Der zweite Tod erwischt zuerst jene, die wir Normalbürger nennen. Unsere Erinnerung liebt die Extreme, sie ist kriegslüsternd, sensationsgierig und königstreu. Feldherren, Massenmörder und

Cäsaren lässt sie länger leben.

Meine Urgroßmutter Anna Kalthoff starb 1932, ein Jahr, bevor die Nationalsozialisten an die Macht kamen. Annas Erstarren zu einer Figur auf alten Fotos, ihr Versinken in der Vergangenheit, ist weit fortgeschritten, was in ihrem Fall auch daran liegt, dass all die Verbrechen, die von 1933 an folgten, den Blick auf das Davor, auf Millionen Menschen und deren Biografien, noch schneller und umfassender verstellten.

Anna lebte in heute schwer fassbaren, unübersichtlichen Zeiten, womöglich zu wirr und widersprüchlich für ein klares Bild, das die Jahre überdauert. Sie war Bürgerin von vier Staaten. Königreich Preußen, Norddeutscher Bund, Deutsches Kaiserreich, Weimarer Republik. Sie durchlebte Währungsreformen, Börsencrashes und Inflation. Sie war Zeugin, als ein großer Krieg den Kontinent verheerte, als Monarchien stürzten und eine junge Demokratie um ihre Existenz kämpfte. Sie erlebte mit, wie die Industrialisierung einigen Wohlstand brachte und andere ins Elend rutschen ließ. Sie las von Männern, die sich in wackligen Fluggeräten an die Eroberung des Himmels machten. Sie sah die ersten Autos fahren. Sie hörte, wie plötzlich Stimmen von Radiowellen übertragen wurden.

Anna war dabei, als die Welt sich weitete, die Räume für eine Frau wie sie aber eng blieben.

In meiner Familie gibt es niemanden mehr, der Anna noch persönlich begegnet wäre. Anders als berühmte Zeitgenossen hat sie kein Tagebuch hinterlassen und wohl auch keins geführt, weder aus Selbstbesoffenheit, noch um Gedanken für literarische Großwerke zu sammeln oder gar, um irgendein Bild zu beeinflussen, das sich die Nachwelt von ihr machen würde. Sie kam auf die Welt und verließ sie wieder. Ihr Nachlass ist winzig. Nur einige Fotos, zwei Poesiealben aus ihrer Jugend, einige Notizbücher, wenige Briefe und Dokumente, ein Kaffeeservice, ein Sticktuch und ein Verlobungsring haben es in die Gegenwart geschafft. Dazu eine Legende, die längst voller Lücken ist. Anna, die nach den üblichen Maßstäben der Geschichtsschreibung zu den gewöhnlichen Menschen zählt, soll ein eher ungewöhnliches Leben gelebt haben. Ein Leben voller Schicksalsschläge und jäher Wendungen. Geprägt von einer großen Liebe, die lange im Verborgenen bleiben musste, und von einem steten Kampf um einen Platz in der Arbeitswelt. Anna, so erzählen es die Ältesten in meiner Familie, verstieß früh gegen Konventionen und verließ alle Pfade, die

für sie vorgezeichnet waren. Sie ergriff Chancen, die sie nicht hatte, und behauptete sich so in einer Epoche, in der eigentlich die Männer den Frauen die Plätze zuwiesen.

Sie wird nicht die einzige gewesen sein. Wir unterschätzen so viele gelebte Leben. Nahezu jeder Mensch wird dem Treiben der Geschichte einmal die Stirn geboten haben. In jeder Biografie spiegelt sich Weltgeschehen, und jeder unserer Vorfahren hat dieses Weltgeschehen mitgeprägt, ob durch Anpassung oder Auflehnung, bremsend oder beschleunigend.

Irgendwann fragen sich die meisten Menschen, wer vor ihnen war, in welche Kette gelebter Leben sie sich einreihen. Wir haben fast alle ein genaues Bild unserer eigenen Eltern, auch nach deren Tod. Die meisten von uns können sich auch noch die Großeltern in lebendiger Erinnerung vor Augen führen. Doch wie sieht es nur eine Generation früher aus? Unsere Urgroßeltern erscheinen bereits unendlich weit weg, sind nahezu verschwunden hinter einer Bruchkante in ein dunkles Nichts. Obwohl ihre Zeit erst ein Jahrhundert zurückliegt, kennen wir kaum mehr ihre Namen, und bestenfalls sind einige Erbstücke geblieben, Postkarten, Porzellan oder Schmuck, für den wir im Alltag keine Verwendung haben. So schnell schrumpft ein Leben auf einige zufällig bewahrte Gegenstände zusammen. So schnell ist vergessen, wer sich vor nicht allzu langer Zeit durch seine ruppige Gegenwart schlug und dabei für uns heute in Vorleistung ging.

Dieses Buch ist der Versuch, eine Erinnerung zu retten. Einen jener Menschen wieder ins Licht zu ziehen, der in unruhigen Zeiten lebte, die unseren heute nicht ganz unähnlich sind. Von Anna ist gerade genug geblieben, um ausgehend von spärlichen Anhaltspunkten nach mehr zu suchen und so wenigstens etwas von dieser Frau aus der Vergangenheit zurückzuholen. Die Lücken in ihrer Lebensgeschichte habe ich nicht schließen können, aber so viel gefunden, dass ich hoffe, ihr gerecht werden zu können.

• • •

1887, tief im Sauerland, Westfalen. Endlich weicht der Winter, schmilzt der Schnee, kehrt das Licht zurück in die Talgründe. Es muss ein Tag im März sein, vielleicht schon im April, da kommt eine junge Frau eine schottrige Straße hinauf ins Dorf Cobbenrode, durch einen Wald aus alten Eichen und neu gepflanzten Fichten, dem Gurgeln eines Baches entgegen. Um diese Jahreszeit ist der Boden schlammig und schwer, die Straße nicht leicht zu begehen. Hoffentlich hat Anna genug Geld, um einen Platz in der Postkutsche zu bezahlen. Denn es geht stetig bergauf, und nach allem, was bekannt ist, hat die junge Frau viel Gepäck dabei. Anna ist 20 Jahre alt und soll die neue Dorfschullehrerin werden.

Sehen wir sie uns an, auf einem Foto aus jener Zeit: Eine Studioaufnahme, Portrait im Halbprofil. Anna blickt aus dem Bild heraus wie auf ein unsichtbares Ziel. Große, klare Augen. Eher schmale Lippen. Sollte der Fotograf Anna darum gebeten haben, ein wenig zu lächeln, ist ihr das gelungen, mit einem Zug ins Spöttische statt ins Unterwürfige. Ihre dunklen Haare sind mittig gescheitelt, straff nach hinten gekämmt und zu einem Nackenknoten gebunden. Ihre Ohren liegen frei, ihre Stirn, ihr gesamtes Gesicht, was Anna schutzlos wirken lassen könnte, ihr aber eine eher angriffslustige Ausstrahlung verleiht. Kein Schmuck ist zu entdecken, vom aufwendig genähten Kleid einmal abgesehen. Von einem sittsam hochgeschlossenen Kragen aus fällt es über breit ausgestaffierte Schultern wie ein Wasserfall in Kaskaden an Annas Oberkörper herab, grob gewebter Stoff, gewellt, gerafft, mit Zackenlitzen verziert, äußerst kleinteilig gestaltet. Vermutlich hat Anna für den Besuch beim Fotografen ihr bestes Kleidungsstück ausgewählt – in seiner Opulenz steht es in scharfem Kontrast zu ihrem aufgeräumten Gesicht. Etwa ab Brusthöhe, am unteren Bildrand, verblasst das Kleid im Weichzeichner, in der Unschärfe ist eine eng geschnürte Taille zu erahnen, deren Anblick noch mir den Atem nimmt.



Das Foto ist zu einem Zeitpunkt entstanden, der näher an der Französischen Revolution liegt als am Jetzt. Nur vier Generationen rückwärts durch die Geschichte, und man findet sich inmitten von Schulstoffvergangenheit wieder. Als Anna zum Fotografen geht, ist der Revolutionsrausch allerdings wieder verflogen, auch in der Mode ist eine kurze Phase der Freiheit vorbei, des Klassizismus, der fließenden Kleider nach antikem Vorbild. Alles strafft sich wieder, Hierarchien, Normen, Kleidung. Frauen zurren sich in Form.

Die Aufmachung lässt Anna aus heutiger Sicht älter erscheinen, als sie damals ist. Wieviel jünger sie wirken würde, wenn sie einen hellen Kapuzenpullover trüge! Schaut da nicht ein Teenager aus dem Bild?

Schwarzweiß versteift, scheint Anna gängigen Attributen wie «jung» oder «alt», «sympathisch» oder «unsympathisch» und «schön» oder «unattraktiv» weitgehend enthoben. Auch das Rätsel, ob das Portrait eher Annas Wesen widerspiegelt oder die Bildsprache des Fotografen, ist nicht mehr zu lösen. Die Kameralinse muss etwas unterhalb ihrer Augen platziert gewesen sein, was uns zu ihr

aufblicken lässt und ihr etwas Energisches verleiht. Ich will glauben, dass diese Inszenierung etwas Vorhandenes verstärkt.

Sicher steigt Anna in Cobbenrode nicht in diesem Kleid und auch nicht mit ihrem spöttischen Lächeln aus der Kutsche, falls sie sich die Kutschfahrt überhaupt leisten konnte. Aber meiner Phantasie steht nur diese eine, aus dem einzigen verbliebenen Jugendbild zum Leben erweckte Figur zur Verfügung. Die Vorstellung, die wir von vergangenen Generationen haben, ist immer abhängig von den Speichermedien, die ihnen zur Verfügung standen. Anna gehört zu den ersten Menschen, deren Dasein auf Fotografien konserviert wurde. Aber ich habe keine Augenfarbe für sie, keine Bewegung, keinen Ton.

Im Dorf angekommen, werden die schwitzenden, keuchenden Kutschpferde vor dem Gasthof zur Post abgespannt. Schon auf den ersten Blick hebt sich das Haus von der Umgebung ab. Aus dunklem Backstein gemauert, überragt es wie ein dunkler Klotz die Fachwerkhöfe ringsum. Im Giebel, hoch über einer doppelflügeligen Pforte, prangt in fast mannshohen Ziffern die Zahl 1885. Ein neuer, stolzer Bau.

Das Dorf, die Kulisse, die Anna betritt: In einer Festschrift ist von 83 Häusern und 507 Einwohnern die Rede. Ein Straßenplan stiftet eher Verwirrung, da ist kein Kern, kein Ring, kein Wall, keine leicht zu lesende Struktur. Nicht menschliche Logik hat den Ort geformt, die Topografie hat Cobbenrode in ein Tal gezwängt. Im dunklen Grund liegt das Unterdorf, die ältesten und kleinsten Häuser, am Bach die Mühle, daneben das Backhaus der Gemeinde. Dachfirste in verschachtelten Winkeln und ohne erkennbaren Bezug zueinander. Jedes Haus dort gebaut, wo das Gelände es zuließ, dazwischen Treppen, Stiegen und Hohlwege, deren Gefälle der zweidimensionale Ortsplan verschweigt.

Oberhalb des Tales, an einem Hang zur Sonne hin, das Oberdorf. Neuere, größere Höfe entlang einer Hauptstraße. Der Kutschhalt, die Kirche, das Pfarrhaus, die Schule. Das muss Annas Weg sein, vorbei an Scheunen, Zäunen und Gärten, in denen kein Zentimeter Boden ungenutzt bleibt. Die Grundstücke sind von Obstbäumen bestanden, so früh im Jahr noch schwarze Skelette. Die Erde liegt offen, nichts ist Zierde, alles ist Beet. Ins Gebälk der Häuser sind Inschriften gemeißelt, sie preisen Gott und sind Ausdruck uralten Schutzverlangens. Behüte! Bewahre! Begleite! Immer wieder

verzehren Feuer Existenzen. Wer kann, deckt sein Dach mit Schiefer statt Stroh. Wer nicht kann, läuft Gefahr, durch eine vergessene Kerze oder einen einzigen Funken zum Habenicht zu werden.

Der Schmied Liese schürt die Glut.

Der Stellmacher Struwe biegt Holz zu Wagenrädern.

Der Müller Willmes mahlt das Korn zu Mehl.

In meiner Vorstellung läuft Anna an lauter gebeugten Männern vorbei, ist die Vergangenheit von graubärtigen Greisen bevölkert, dabei können der Schmied Liese, der Stellmacher Struwe und der Müller Willmes so alt nicht sein. Zu ihrer Zeit beträgt die Lebenserwartung etwa 45 Jahre. Das junge Deutsche Reich hat knapp 48 Millionen Einwohnerinnen und Einwohner. Nur etwa fünf Prozent der Bevölkerung sind älter als sechzig.



Anna wird aus Türen und Fenstern energische Stimmen hören. Aus den Schornsteinen steigen Rauchfahnen auf. Wahrscheinlich riecht es aus vielen Häusern nach Kohlsuppe. Schwalben schießen aus Dachluken. Hunde springen an den Zäunen hoch. Aus den Ställen dringt das Grunzen von Schweinen. Vielleicht ist es um die Jahreszeit schon warm genug, dass sich bekittelte Frauen durch die Beete buckeln, um altes Laub wegzurechen und Zwiebeln zu setzen. Dann zögen auch die Männer los auf die Äcker, einen schnaufenden Ochsen unter ein hölzernes Joch geschirrt.

Überall im Ort müssen Kinder sein und die unbekannte Frau bäugen, die selbst noch so jung ist. Nach geltendem Recht ist Anna nicht einmal volljährig.

Deutsches Reichsgesetzblatt, Band 1875, Nummer 8, Seite 71:

«Gesetz, betreffend das Alter der Großjährigkeit

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen etc. verordnen im Namen des Deutschen Reichs, nach erfolgter Zustimmung des Bundesraths und des Reichstags, was folgt:

§ 1 Das Alter der Großjährigkeit beginnt im ganzen Umfange des Deutschen Reichs mit dem vollendeten einundzwanzigsten Lebensjahre.»

Damit ist Anna eine rechtlose Autorität – Lehrerin, aber als juristische Person nicht erwachsen. Mir scheint, dass ihre Situation sogar der eines Schulkindes ähnelt, das nach einem Umzug in eine fremde Klasse versetzt wird und nicht viel mehr weiß, als dass es sich fortan in diesem Gefüge zurechtfinden muss. Anna ahnt, dass das Dorf ihr seine Geschichte einschreiben wird und sie dem Dorf vielleicht ihre. Sie kann davon ausgehen, dass sich Freundschaften und Feindschaften bilden, Allianzen und Abneigungen wachsen werden. Doch wer dabei welche Rolle spielen könnte, kann sie aus den neuen Gesichtern um sie herum noch nicht ablesen.

Hat Anna bei ihrer Ankunft den schönen Sohn der Postfamilie bemerkt, vor deren Haus die Kutsche hält?

Ist ihr oben am Hang der entlegene Hof aufgefallen, den sich eine Familie dort bauen musste aus dem wenigen, das übrigblieb, nachdem ein Brand ihr Haus im Ortskern verwüstet hatte?

Schätzt sie die Kinder in den Gassen schon auf ihren Fleiß, ihre Pünktlichkeit, ihren Gehorsam als Schülerinnen und Schüler ein?

Sieht sie, dass vielen Jungen und Mädchen die Zehennägel fehlen, weil sie nachmittags das Vieh hüten und die Tiere ihnen auf die Füße treten?

1887

Das Jahr von Annas Ankunft – davon ist in der Rückschau, über ein Jahrhundert lang nach Kriterien wie Relevanz und Ruhm, nach Wirkmächtigkeit und Superlativen gefiltert, vor allem dies geblieben: In Mailand wird die Oper *Otello* des Komponisten Giuseppe Verdi uraufgeführt.

In Kiel legt Kaiser Wilhelm I. den Grundstein für einen Kanal, der Nord- und Ostsee verbinden soll.

In Paris wächst ein eisernes Monstrum über den Himmel der Stadt. Ein holländischer Maler fasst den Plan, nach Südfrankreich zu ziehen. In den Vereinigten Staaten von Amerika meldet ein Einwanderer namens Emil Berliner ein Gerät zur Aufzeichnung und Wiedergabe von Tönen zum Patent an und nennt es Grammophon.

Ein deutsches Reichsgesetz schreibt für Kunstbutter den Namen «Margarine» vor.

In der Schweiz entwirft der Unternehmer Julius Maggi eine Flasche für industriell gefertigte Suppenwürze.

Das Ruhrgebiet dampft und glüht und qualmt, aus immer tieferen Lagen fördern die Zechen Kohle, in immer gewaltigeren Hochöfen schmilzt Eisen. Industriearbeiter sind in den Rang von Feudalherren getreten, von der neuprächtigen Villa Hügel in Essen aus hat Alfred Krupp vor einer Weile die «Stahlzeit» ausgerufen.

England entscheidet, sich vor Industrieprodukten aus Deutschland dadurch zu schützen, dass ihnen die Warnung *Made in Germany* eingeprägt werden muss.

In Cobbenrode stehen jeden Tag gegen zwei Uhr morgens mehrere Familienväter auf und ziehen im Lichtschein ihrer Rapsöllampen auf Bergmannspfade über die Felder zu zwei Bergwerken einige Hügelketten weiter. Sie gehen drei Stunden, bis sie die Eingänge der Anlagen «Sicilia» und «Siegena» erreichen. Namen, als handle es sich um paradiesische Orte oder um Wesen, mit denen man eine romantische Beziehung führt. In den Schächten graben die Männer in Zehn-Stunden-Schichten nach Schwefelkies. Während der Arbeit ist jeder Wortwechsel verboten. Wer seinem Vorgesetzten widerspricht, zahlt den gesamten Schichtlohn als Strafe. Ohnehin vom Lohn abgezogen werden die Kosten für Dynamit und «Geleucht».

Aus dem Schwefelkies wird in fernen Fabriken Schwefelsäure gewonnen, ohne die sich kein Dünger und kein Sprengstoff herstellen ließe. Weil es in den Bergwerken bei Cobbenrode keine Waschkauen gibt und ein Bett im Schlaflager nur gegen viel Geld zu mieten wäre, wandern die Männer abends verdreckt und erschöpft wieder nach Hause. Im Sommer helfen sie im letzten Tageslicht ihren Frauen bei der Ernte und schlafen in regenfreien Nächten auf den Feldern, um keine Zeit zu vergeuden.

Diese Bergleute brechen morgens nicht auf mit dem Willen, eine neue Epoche einzuläuten, die künftige Historiker «Moderne» oder «Industrialisierung» nennen werden. Sie graben sich nicht durch

Gestein, damit andernorts Stahl geschmolzen, Kanonen gegossen, Schienen verlegt, Brücken gespannt und Schiffsrümpfe genietet werden können. Sie tun es, um zu überleben.

Der Anstieg nach Cobbenrode hat Anna in ein Dorf auf 400 Metern Höhe geführt, unter Menschen, deren Ahnen in den Tälern keinen Platz mehr fanden. Die steilen Hänge sind schwer zu bearbeiten. Die Vegetationsphase ist kurz. Die Böden sind mager und von splittrigem Schiefer durchsetzt. Viele Steine, wenig Brot. Um während der Sommer genügend Roggen und Kartoffeln für die Winter zusammenzubekommen, dazu ausreichend Heu und Rüben für die Tiere, haben die Menschen die Wälder bis hinauf zu den Kuppen gerodet; eine strittige Theorie leitet daraus den Ortsnamen ihres Dorfes her.

Das Sauerland ist noch nicht die Weihnachtsbaumplantage der Nation, viele Landschaften sind noch nicht arbeitsteilig gegliedert in Schweinegürtel, Tomaten-Anbaugebiete, Kiefermonokulturen und Ebenen voller Mais. Landwirtschaft ist Selbstversorgung, ist kleinteilig, ist in Cobbenrode Überlebenskampf über die Ränder der Äcker hinaus. Die Kinder werden losgeschickt, um in den verbliebenen Wäldern Brennholz zu sammeln. Auf der Suche nach Blaubeeren streichen sie mit Handrechen durchs Unterholz. Die Frauen stechen Huflattich fürs Vieh und tragen das Grün in Tragelaken heim. Wer Bergmann ist, hält zusätzlich mindestens eine Kuh. Auch der Pastor hält Schweine.

Was in den Städten bereits Spezialisierung heißt, ist auf dem Land noch Nebenerwerb. Was in Fabriken schon Massenware wird, bleibt im Dorf über Generationen begehrtter Besitz.

Eine Annonce aus der Zeitung:

«Dienstag den 25. d. Mts., morgens um 9 Uhr anfangend, soll der Nachlaß des verstorbenen Küsters Junker in Cobbenrode im Sterbehaube daselbst öffentlich meistbietend gegen Credit verkauft werden, nämlich:

1 Nähmaschine (fast neu, 1 Jahr gebraucht), 1 Kleiderschrank,  
2 Bettstellen mit vollständigen Federbetten, 3 Herren-Anzüge,  
3 Tische, 3 Stühle, 1 Bank, 1 Ofen, 10 Ctr. Roggenstroh und mehrere Hausgeräte.»

Mag sein, dass in Kiel auf Geheiß des Kaisers Land zerschnitten wird. Dass Besitzer eines Grammophons Musik hören können, ganz ohne

Musiker. Dass auf der Schwäbischen Alb Dampfmaschinen Webstühle antreiben. Dass in Berlin der Bakteriologe Robert Koch den Erreger der Tuberkulose entdeckt hat und zu «Desinfectionen» forscht. Dass für die Stadt Heilbronn ein Elektrizitätsnetz in Planung ist. Strom, Wasser, Medizin? Bis ins Gebirge hinauf hat es die Moderne noch nicht geschafft, zumindest die Errungenschaften nicht. Für das Jahr 1887 sind im Sterbebuch der Kirche 20 Todesfälle aufgelistet, darunter 14 Kinder.

Maria, 15 Jahre  
Joseph, 11 Jahre  
Friedrich, 8 Jahre  
Maria, 5 Jahre  
Franz, 1 Jahr  
Maria, 1 Jahr  
August, 9 Monate  
Anna, 8 Monate  
Maria, 1 Monat  
Anna, 12 Tage  
Elisabeth, ½ Minute  
Franzisca, erstickt bei Geburt  
Franzisca, bei Geburt  
Anton, k.A.

Das Ehepaar Nöker verliert innerhalb zweier Monate zwei Söhne.

Die Schule ist ein neues, strahlend weiß getünchtes Haus direkt neben der Kirche. Viele Jahre wurden die Dorfkinder im Küsterhaus unterrichtet, und das nur während der Winter. Später wurde ein kleines Schullokal gebaut, das dermaßen schnell verfiel, lese ich in der Schulchronik, «daß der Aufenthalt in demselben lebensgefährlich wurde». Annas Arbeitsplatz wurde erst vor wenigen Jahren errichtet und ist trotzdem ein Ärgernis. Der Zimmermann hat die «Aborte» für die Kinder vergessen. Grundrisse zeigen im Erdgeschoss zwei Klassenräume, mit Tannenholz beplankt, daneben eine Küche, eine Vorratskammer, ein Wohn- und ein Schlafzimmer – die Unterkunft des ersten Lehrers vor Ort, ein Franz Luhmann, der Annas Vorgesetzter sein wird. Seine bisherige Kollegin, kaum älter als Anna, hat die Schule nach drei Jahren wieder verlassen. In der Schulchronik ist von einer «Versetzung» die Rede, ein Grund wird nicht genannt.

Jetzt steht im Obergeschoss, unter schweren Dachbalken, eine Lehrerinnenwohnung leer. Küche, Schlaf- und Wohnzimmer.

Ich sehe Anna am Tag ihrer Ankunft über den Schulhof gehen, offener, abschüssiger Boden. Ich sehe sie die Treppe zum Portal hinaufsteigen, sieben Stufen. Höre sie klopfen. Lasse sie warten, in ihrem Kleid, mit ihrem festen Blick, ehe der Lehrer Luhmann die Tür öffnet. Ein bärtiger, rundlicher Mann mittleren Alters. Im besten Fall hat er Anna etwas von seinen Essensvorräten hingestellt, eine Kanne Milch, ein Stück Butter, Brot und Brennholz. Mit ein wenig Glück lodert ein Feuer im Ofen und Kerzen für den Abend liegen bereit.

Was mag Anna in der Dachkammer ansonsten vorfinden? Gibt es Geschirr? Ist da ein Tisch, ein Stuhl, ein gemachtes Bett, von ihrer Vorgängerin überlassen oder aus dem Nachlass eines Toten gekauft? Sind die beiden Fenster, die der Zimmermann in den Bauplänen eingezeichnet hat, dicht? Hat jemand geputzt oder läuft Anna durch Spinnweben? Welchen Geruch verströmt das Haus? Welche Geräusche gibt es von sich, als es Nacht wird? Was wird der nächste Morgen bringen?

Annas Kopf muss voller Fragen sein. Und im Dorf werden Fragen zu Anna kursieren: Wer ist sie? Woher kommt sie? Wird sie eine von uns werden?

• • •

Anna Kalthoff, 20 Jahre alt, Lehrerin.

Das Kopfkino schlägt vor: Tochter aus besserem Hause, begütert und belesen. Eine lichte Wohnung in einem guten Viertel der aufstrebenden Städte, Fischgrätparkett unter Stuckdecken, Porzellan in Vitrinen, sogar ein eigenes Badezimmer statt einer Toilette auf halber Treppe. Im Salon Vorhänge mit Borten, zweiflügelige Fenster, davor ein Balkon. Ein Farbwechsel von Cobbenroder Erdtönen hin zu Pastell, zu Weiß. Ein anderer Sound auch, statt der Stille der Provinz die Hektik einer Metropole. Rufe von Zeitungsjungen auf der Straße, Hufgetrappel auf Pflasterstein, das Schrammen von Straßenbahnen. Der Vater ist Ministerialbeamter oder Bergassessor, niemand, der sich selbst die Hände schmutzig oder den Rücken krumm machen muss. Er sitzt und schreibt und liest. Die Mutter spielt Harfe, Anna übt Klavier. Sich ein Cello zwischen die Beine zu klemmen, wäre für ein Mädchen unschicklich. Regelmäßig geht die Familie in die Oper, besucht das Theater. Der Vater verlässt das Haus in Anzug und Weste, Mutter und Tochter ins Korsett geschnürt, ein Tournüren-Polster unter dem Rock betont ihre Rundungen. Zu Hause eine Bücherwand, Goethe und Schiller. Fontanes *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, preußisches Kernland, Pflichtlektüre. Womöglich auch Heine, falls nicht zu jung und zu wild.

So könnte es gewesen sein.

So war es nicht.



Die Lebensumstände der Familie Kalthoff lassen sich aus Linien lesen, erhalten sind Konturen ihres Daseins im Katasteramt der Gemeinde Soest, nicht weit von Dortmund. Auf vergilbtem Papier ein Mosaik aus Flurstücken, ein Örtchen mit Namen Horn, nicht größer als Cobbenrode, aber auf flachem Land entstanden. Annas Heimatdorf liegt nicht in ein Tal gepresst, sondern wurde in Gottesfürchtigkeit kreisrund um eine katholische Kirche gruppiert. Liest man die Karte aus dem Katasteramt wie das Ziffernblatt einer Uhr, mit dem Kirchenschiff im Zentrum, steht auf der Zwölf die Mädchenschule, auf der Drei die Jungenschule, auf der Vier das Pastorat mit großem Garten, auf der Sieben das Haus der Kalthoffs. In konzentrischen Kreisen umschließen weitere Höfe den Kern, an seinen Rändern ist das Dorf von Weiden umgeben. Eine dieser Wiesen, Flurstück 151, Kennzeichnung Kalthoff, misst etwa einen halben Hektar.

Kalthoff. Der Nachname lässt frösteln, wenn man ihn wörtlich nimmt. Steinhoff, Sandhoff, Wüsthoff, Kleinhoff. Als unsere Vorfahren Namen bekamen, stand es für viele nicht zum Besten.

Friederich Kalthoff, Besitzer des Hauses an der Kirche, wird in den Akten als «Schankwirt» geführt. Seine Frau Francisca Theodora soll aus vermögendem Hause stammen, aber ich kann nichts finden, das

auf besondere Mittel hinweist. Im Kassenbuch der Gemeinde werden die Kalthoffs als Pächter von Kirchenland aufgelistet. Ein Teil des Bodens, den sie bewirtschaften, gehört ihnen nicht.

Als am 29. April 1866 das Kind Anna zur Welt kommt, sind da bereits drei Töchter. Das vierte Mädchen wird in eine Leerstelle geboren, die es kaum wird füllen können. Ein Jahr zuvor hat die Mutter einen Sohn bekommen. Die Eltern ließen ihn auf den Namen des Vaters taufen, wie das bei Stammhaltern, den künftigen Haupterben, üblich ist. Aber nach drei Wochen Leben verloren sie ihren Friedrich, «Schwäche». Es bleibt offen, ob dieser Junge tatsächlich der erste Sohn des Paares war. Im Geburtsregister wurde bereits Jahre zuvor ein Heinrich Gottfried als gemeinsames Kind erfasst und als «ehelich» eingetragen. Doch nirgends taucht er wieder auf. Irgendetwas stimmt mit dem Jungen nicht. Es ist, als habe es ihn nie gegeben oder als habe er nicht den Erwartungen entsprochen.

Möglich, dass Anna ein Versuch war, den kurz zuvor verlorenen Erben zu ersetzen. Dann wäre mit ihr, dem vierten Mädchen, eine Enttäuschung verbunden, dazu für die Mutter die Botschaft, dass es noch nicht vorbei ist mit Schwangerschaften, Gebärschmerzen, Lebensgefahr.

Was könnten Annas erste Kindheitserfahrungen gewesen sein, ihre frühen einprägsamen Erlebnisse? Die Mutter in Trauer, auf dem Friedhof, in der Kirche? In den Augen der Tochter eine Anwesende oder Abwesende? Kein Andenken an diese Frau hat es ins Heute geschafft, jedenfalls nicht auf meinen Schreibtisch. Annas Mutter bleibt gesichtslos, wortlos. Womöglich hatte sie nie Gelegenheit, sich fotografieren zu lassen. Vermutlich fand sie keinen Anlass, der Tochter einen Brief zu schreiben, beide unter einem Dach. Oder Mutter und Kind blieben sich fremd und Anna sah deshalb keinen Grund, irgendetwas zu bewahren. Aber nur weil mir ein Beweisstück für eine tiefe Beziehung zwischen beiden fehlt, muss das nicht bedeuten, dass es keine gab.

Präsenter als die Mutter ist Annas älteste Schwester Josephine, auf Fotos, in Widmungen, mit Segenssprüchen und guten Wünschen, von denen noch die Rede sein wird. «Geliebte Schwester stets bei Dir!» Acht Jahre älter als Anna, scheint sie zu einer Art Vorbildfreundin zu wachsen, freundlich, fürsorglich, fromm.

Dass Preußen wenige Monate nach Annas Geburt den Norddeutschen Bund gründet und vier Jahre später das Deutsche Reich aus der Taufe hebt, erwähne ich hier nur der Vollständigkeit

halber. Auch den Wechsel der Währung, Münzen in den Händen der Eltern, vom Taler zur Mark, wird Anna kaum wahrnehmen. Das Wort «Frankreich»? Väter und Söhne aus der Nachbarschaft, die in einen Krieg ziehen? Vielleicht.

Ein Großereignis muss für Anna die Verlegung des Friedhofs sein, vom Kirchhof an den Ortsrand, aus Gründen der Hygiene. Immer wieder haben sich die Anwohner rund um die Kirche über die Zustände auf dem «Todtenhof» beschwert, über «eklige Zustände», über Gestank und nicht restlos verwestete Leichenteile in frisch ausgehobenen Gräbern. Vom Haus der Kalthoffs auf der Sieben des dörflichen Ziffernblatts hat Anna freien Blick, die Kirche liegt nur einen Steinwurf entfernt, hier stimmt die Floskel wirklich. Und nun sieht sie Tote, die doch im Himmel sein sollen, in grausigem Zustand in der Erde. In ihrem engeren Umfeld wird Anna wenig verborgen bleiben, zu klein und übersichtlich ist das Dorf. Das Haus der Kalthoffs steht an der Turmseite der Kirche, das Dröhnen der Glocken muss den Töchtern tief in die Organe dringen. Aus den Fenstern sehen sie die Mädchenschule, die sie besuchen, die wiederum im Blickfeld des Pfarrhauses liegt. Aufwachsen unter den Augen von Eltern, Lehrer und Pastor. Geborgenheit oder Kontrolle? Wahrscheinlich beides.

Im Gasthof des Vaters wird vornehmlich Schnaps ausgeschenkt, Bier ist noch nicht weit verbreitet, erst wenige große Brauereien sind gegründet. Ein Wirtshaus ist Mannerrevier, Versammlungsort, Kartenspiel-Arena. Annas Elternhaus wird von dunklen Stimmen erfüllt sein, manchmal vom Lärm Betrunkener. Speisen werden aus der privaten Küche gereicht. Das Glück von Wirtskindern ist, dass Essen da ist. Ihr Pech, dass sie davon meist das erhalten, was übrigbleibt.

Anna ist zwölf, ihre Mutter hat vier weitere Kinder geboren, endlich auch Söhne, da kommt es zur Katastrophe.

Der Vater stirbt, an «Wassersucht». Diese Todesursache füllt die Spalten vieler Kirchenbücher, sie steht am Ende mehrerer Krankheitsverläufe. Wenn sich Flüssigkeit im Körper sammelt, ist das meist Folge einer Herz- und Niereninsuffizienz. Ein Mensch ertrinkt in sich selbst. Das kann genetisch bedingt sein – oder hervorgerufen durch Völlerei und Suff. Als der Schankwirt Friederich Kalthoff in Horn um sein Leben ringt, gilt Wassersucht als Krankheit der Hohenzollern. Viele Mitglieder des Herrscherhauses erlagen ihr. Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der fettleibige Soldatenkönig, der

im Alter von 50 Jahren bei einer geschätzten Größe von 1,65 Metern etwa 150 Kilogramm wog. Sein Sohn Friedrich II., der Große, ein Feingeist und ungezügelter Esser, dem am Ende seines Lebens stinkende Flüssigkeit aus offenen Blasen an Beinen und Füßen lief. Er starb in Schloss Sanssouci in einem Sessel sitzend, weil er im Liegen nicht mehr atmen konnte.

Die einen werden beim Tod durch Wassersucht apathisch, andere winden sich unter Qualen: Fieber, Durst, Luftnot.

Stirbt da im Hause Kalthoff ein fürsorglicher Mann und Vater? Oder verreckt da ein Säufer, womöglich ein Tyrann?

Ich sehe die Kinder beisammensitzen, ihre zitternden Kerzenlichtschatten an den Wänden, dahinter das Schnaufen und Röcheln des Vaters. Sicherlich beten sie. Erwarten den Geistlichen. Hören ihn den Segen sprechen.

Ich beschließe, dass sie weinen. Ich will nicht den Fehler begehen, vorangegangenen Generationen Hartherzigkeit zu unterstellen, eine Routine im Hinnehmen des Todes, nur weil der damals meist eher kam und jederzeit mit ihm zu rechnen war. In frühere Leben lässt sich Leid leichter einpreisen als ins eigene, allein in dem Wissen, dass es bereits geschehen ist, ob in Form eines Krieges, durch eine Naturkatastrophe oder als Krankheit, die heute beherrschbar oder besiegt ist.

Dabei verlieren da Kinder den Vater. Und Anna und ihre Geschwister springt die Zukunft an. Was soll aus ihnen werden, als Halbwaisen?

Ein Versuch, in die Seele eines zwölfjährigen Mädchens zu blicken: Ist da jemand, mit dem Anna reden kann? Gibt es ein Tier, das Trost spendet? Ein Versteck, um der Welt für eine Weile zu entkommen? Zerfällt eine Idee, eine vage Vorstellung ihrer selbst als Erwachsene, die sie hegt – oder die ihr eingeredet wurde – und die sie nun korrigieren muss?

Ganz unabhängig vom Sterben des Vaters: Ist ihr die Welt eher Freund oder Feind? Hat sie etwas, das ihr Selbstbewusstsein speist? Gibt es jemanden, den sie bewundert, ein Vorbild, ob literarische oder wirkliche Figur? Redet sie laut und unbekümmert oder leise und nur, wenn sie gefragt wird? Ist Gott überall oder lauern Monster unter ihrem Bett?

Gern wüsste ich auch, wie ihre Träume aussehen. Mit welchen Motiven könnte ein Alptraum im Jahr 1878 bebildert sein? Anna

wird, wie jeder Mensch, irgendwo festkleben, aber kaum im tiefen Gleisbett eines Bahnhofs. Ihre Träume sind autofrei. Strauchelt sie an einem Abgrund? Versinkt in einem Moor? Findet nicht mehr aus einem Wald? Wird sie von Hunden gehetzt? Falls Anna im Schlaf schweben kann: Was lässt sie unter sich zurück? Wem entkommt sie? Wen beeindruckt sie mit ihren Flügen?

1878 – weit außerhalb von Annas Radius bedeutet das:

In Berlin werden zwei Attentate auf Kaiser Wilhelm I. verübt.

Konservative Politiker lasten die Mordversuche der Sozialistischen Arbeiterpartei an. Der Reichstag verabschiedet ein Sozialistengesetz, das Verbote von Parteien und Gewerkschaften erleichtert.

In New Jersey an der Ostküste der Vereinigten Staaten arbeitet der Erfinder Thomas Alva Edison an Glühbirnen für elektrisches Licht.

In Paris stellt ein Bildhauer den Kopf einer Freiheitsstatue vor, die Frankreich dem Verbündeten jenseits des Atlantiks schenken will.

Ein Baron bricht auf, um als erster Seefahrer das Polarmeer nördlich des russischen Kaiserreichs zu durchfahren, die Nordostpassage.

Im Osmanischen Reich beginnt der Archäologe Carl Humann mit Ausgrabungen auf dem Burgberg der antiken Stadt Pergamon.

Männer, Männer, Männer.

In Horn wird Friederich Kalthoff begraben. Zurück bleibt seine Frau Francisca Theodora, 47, mit einem halben Hektar Wiese, einem Gasthof und acht minderjährigen, «minnorenen Kindern». Geht ihr ein Knecht zur Hand? Hat sie Brüder, die zu Hilfe kommen? Verkauft oder verpachtet sie das Land? Führt sie das Gasthaus alleine weiter, gegen einige Konkurrenz im Dorf?

Die Mutter braucht ein Auskommen. Nicht zuletzt, um ihre Kinder zu unterstützen. Die werden bald Geld brauchen. Für Aussteuern, als Startkapital, für eine Ausbildung.

Francisca Theodora Kalthoff nimmt einen Kampf auf, von dem ich nicht zu sagen wage, ob sie ihn gewinnt oder verliert. Sie überlebt ihren Mann um 14 Jahre. Nach ihrem Tod 1892 wird das Haus an der Kirche abgerissen und das Grundstück von neuen Besitzern neu bebaut. Die Familie verschwindet aus Grundbüchern und von Liegenschaftskarten. «Danach verliert sich der Name Kalthoff», schreibt mir ein Herr vom Amt.

Bis dahin allerdings wird die Mutter, gut vernetzt, einige ihrer Töchter verheiratet haben, an Landwirte, Geschäftsleute, einen

Bauunternehmer aus der Umgebung. Ihre Söhne Clemens und Wilhelm, Annas jüngere Brüder, werden fortgezogen sein. Clemens scheint ein Bekleidungsgeschäft in «Crefeld» übernommen zu haben. Wilhelm besteigt im Alter von 18 Jahren im Hafen von Antwerpen ein Schiff, das ihn über den Atlantik nach Amerika tragen soll. Die *SS Rhymland* gehört der Red Star Line, ein Segelschiff mit vier Masten, zusätzlich angeschoben von einer Dampfmaschine. Der schwarze Rumpf misst 122 Meter und bietet 1150 Passagieren Platz, davon 150 in der ersten und 1000 in der dritten Klasse. Im Schiffsbauch sitzt Wilhelm zwischen Altersgenossen aus Karlsruhe, Neunkirchen, Wesel und Mannheim.

Wir lesen Geschichte leicht als Abfolge epochaler Ereignisse. Kriege, Friedensschlüsse, Katastrophen, Durchbrüche. Die Zeit dazwischen wirkt im Rückblick oft unspektakulär: feste Traditionen, starre Strukturen, die hin und wieder von einem Weltereignis durcheinandergewirbelt werden, ehe sich alles wieder legt und setzt. Natürlich stimmt diese Annahme nicht, auch in angeblich ruhigen Zwischenzeiten herrscht Bewegung. In Annas Jahrhundert, zwischen 1800 und 1900, verwandelt sich das Agrarland Deutschland in einen Industriestaat. Die Bevölkerung verdoppelt sich, die Städte wachsen rasant. In Köln, dessen Einwohnerzahl vier Jahrhunderte um 40.000 stagnierte, verzehnfacht sich die Zahl der Bürgerinnen und Bürger beinahe. Die industrielle Revolution verändert alles, Arbeitsleben, Zahlungsverkehr, Konsumverhalten, Mobilität, Familienkonstellationen. Kaufhäuser werden eröffnet, Parteien gegründet, Sportvereine eingetragen, soziale Bewegungen wachsen. Ein Raster bildet sich, das nach wie vor unseren Alltag strukturiert. Historiker ordnen diese Phase als größte menscheitsgeschichtliche Zäsur seit dem Sesshaftwerden im Neolithikum ein. In Annas Lebensspanne soll die Hälfte aller Deutschen als Binnenwanderer den Wohnort gewechselt haben, exakte Zahlen gibt es nicht, weil Grenzübertritte leichter zu erfassen sind. Zwischen 1820 und 1900 verließen etwa fünf Millionen Menschen das Land, die meisten in Richtung USA. Die Deutschen sind damals ein Volk von Migrantinnen.

Die *SS Rhymland* mit Annas Bruder Wilhelm an Bord erreicht New York am 14. August 1891. Die Einwanderungsinsel Ellis Island ist noch im Bau, Wilhelm wird in einer Lagerhalle im Hafen Manhattans erfasst, auf einer Liste steht sein Name zwischen dem eines jungen Mannes aus Opladen und dem eines aus Wesel.

Aus der Zeit danach finden sich noch drei Hinweise auf ihn.

1917, während des Ersten Weltkriegs, wird er vom US-Militär registriert, als William.

«Race: White

Street Address: Overland House 569 Sack St

Residence Place: San Mateo County, California, USA

Physical Build: Medium

Height: Tall

Hair Color: Dark

Eye Color: Blue»

1920 verortet ihn der Zensus als «Lodger», als Mieter in einer Sammelunterkunft für Arbeiter in Kalifornien.

«Marital Status: Single

Able to speak English: Yes

Occupation: Laborer

Industry: Dam Construction»

Um den Jahreswechsel 1923/1924 herum stirbt er, mit 51, und wird der Zeitung *Petaluma Daily Morning Courier* zufolge am 6. Januar 1924 in der Stadt Petaluma nördlich von San Francisco begraben. Das liest sich, als sei Annas Bruder zeitlebens einer der «Mühseligen und Beladenen» geblieben, die die Freiheitsstatue vor den Hochhäusern New Yorks willkommen heißt.

Eine Mutter, die den Hof aufrechterhalten wird, bis die Kinder kein Zuhause mehr brauchen. Schwestern, die verheiratet sein werden. Ein Bruder, der in Amerika vergeblich nach dem Glück gesucht haben wird. Sätze im Futur, im Futur II, Privileg eines Nachfahren, der wie ein Zeitreisender durch die Epochen springt, vorwärts und rückwärts, wissend um Anfang und Ende, die eigene Urgroßmutter von allen Seiten aus im Blick – das ist nah am Voyeurismus. Das Gefühl, im Nachhinein mehr über Annas Bruder zu wissen, als sie selbst in Erfahrung bringen konnte, hat etwas Schales. Hat Wilhelm je einen Brief in die Heimat geschickt? An wen aus der sich zerstreuenden Familie hätte er geschrieben? Wessen Anschrift gekannt? In Annas Nachlass ist, wie über die Mutter, auch zu ihm nichts geblieben. Kein Wort von ihm, kein Wort an ihn, kein Wort über ihn.

Was Anna schon unmittelbar nach dem Tod des Vaters, als Zwölfjährige, spüren, ahnen, wissen dürfte: Ihr Leben wird einen neuen Verlauf nehmen. Sie hat den sozialen Rückhalt verloren, den ihr das Elternhaus bis dahin bot. Sie wird sich früher als gedacht eine eigene Existenz aufbauen müssen. Diese Kindheitskatastrophe trifft Anna ausgerechnet in einer Zeit, in der sich Lebenschancen von Frauen verengen. Mit der Industrialisierung, dem Bau riesiger Fabriken, trennen sich Arbeit und Wohnen, öffentlicher und privater Raum. Dadurch verschärft sich die Geschlechterdifferenz. Anders als auf einem Bauernhof oder in einem familiären Handwerksbetrieb sind Mann und Frau nicht mehr am selben Arbeitsprozess beteiligt. Bis zur industriellen Revolution, während in vielerlei Hinsicht rückständigen Zeiten, führten viele Paare, ganze Verwandtschaftsverbände, ihre Geschäfte gemeinsam, wenn auch mit verschiedenen Aufgaben. Jetzt ziehen die Männer als Außenvertreter der Familie ins Erwerbsleben. Den Frauen bleibt der Haushalt. Ein sozialer Rückschritt im Fortschritt. Eine Entwicklung entgegen der gesellschaftlichen Unterströmung, die mit der Französischen Revolution in Gang kam. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit? Mit jeder technischen Neuerung entstehen zunächst vor allem für Männer neue Berufe, verbunden mit Chancen und Gefahren, ob unter ausbeuterischen Umständen in Bergwerksstollen, in der Hitze von Hochöfen oder als Glücksritter irgendwo im amerikanischen Westen.

Als sich Anna dem Erwachsenwerden nähert, durch den Verlust des Vaters früher als gedacht, dürfen Frauen kein Land kaufen, sich keinen politischen Vereinen anschließen, nicht an politischen Versammlungen teilnehmen, nicht wählen. Ihnen bleibt kaum mehr als die Rolle der Gattin, Hausfrau und Mutter, alternativ ein Leben als Kleinwaren verkaufende Hökerin, als Magd, als Handarbeiterin in einer Manufaktur. Oder der Gang ins Kloster, als Nonne.

Mit zwölf ist Anna zu jung für eine Hochzeit, außerdem ist der örtliche Heiratsmarkt durch die eigenen Schwestern gesättigt. Was tun? Eine Stellung als Dienstmädchen suchen? Sich der Willkür irgendeines Großbauern ausliefern? Oder als «Tante» im Haushalt einer der Schwestern helfen? Es gibt eine weitere Option. Weil die Bevölkerung rasant wächst, werden Lehrerinnen gebraucht.

Als diese Idee das Kind erreicht, soll es gefragt haben: «Bekomme ich dann einen Buckel?»

Das ist Annas frühester Satz, der es bis zu mir geschafft hat. Meine Verwandten haben ihn auf Familienfesten erzählt, er wurde an Kaffeetafeln geschliffen, zu Jubiläen zur Anekdote geformt – und schlimmstenfalls erfunden.

«Bekomme ich dann einen Buckel?»

Lehrerinnen wurden oft jene, die auf dem Hochzeitsmarkt übrigblieben, die keinen Mann fanden, weil sie nicht normschön waren.

«Bekomme ich dann einen Buckel?»

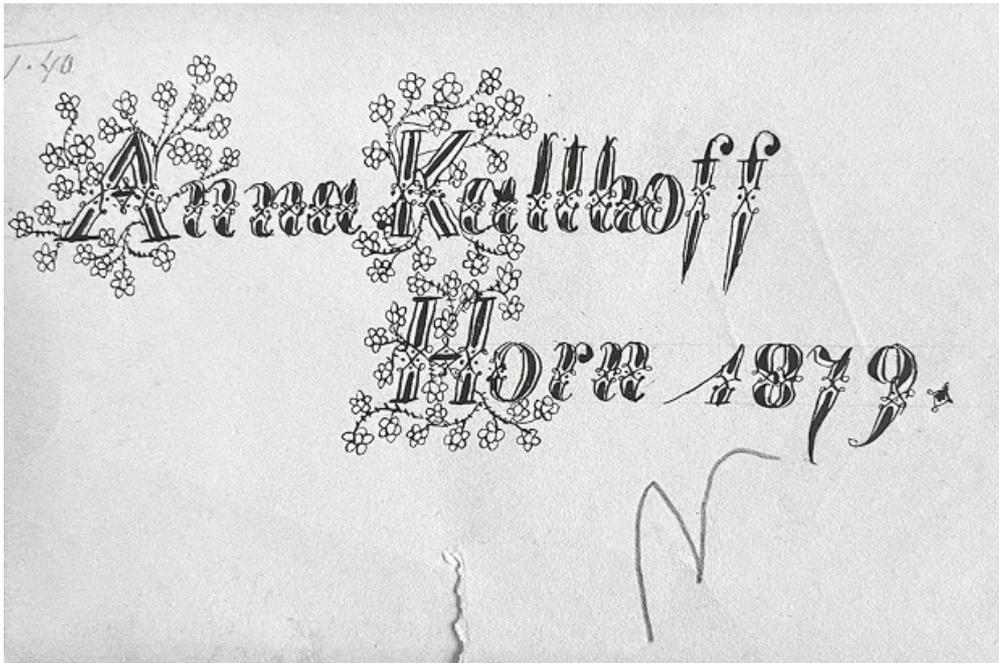
Sollte das Zitat stimmen, hat Anna die Option nicht als Rettung empfunden, nicht als Möglichkeit, einem sich abzeichnenden Elend zu entgehen. Falls der Vorschlag von ihrer Mutter kam, wird sie ihn aus Liebe unterbreitet haben, im Wissen um die Talente der Tochter. Sie drängt ihr Kind, sich zu bilden, einen Beruf zu ergreifen, fortzugehen. Anna könnte das als Wegschieben aufgefasst haben.

Möglich auch, dass der Impuls nicht von der Mutter ausgeht, sondern von jemand anderem im Ort, einem hoffentlich wohlmeinenden Mentor. Der Gemeinde fehlt damals ein Pfarrer, die Kirche wird übergangsweise von einem Vikar geführt. Vikar, abgeleitet von *vicarius*, Lateinisch für Stellvertreter, bis heute gängig als Vize. Vikar, was für ein schönes, warmes Wort.

In Horn muss Anna dem Vikar Anton Oelrich andauernd begegnen. Im Gottesdienst. Vor ihrem Zuhause im Schatten des Kirchturms. In der Schule, an der Oelrich Religion unterrichtet, wenn nicht noch mehr Fächer. Der Vikar ist im Dorf allgegenwärtig, anders als die Väter, die tagsüber auf die Felder ziehen. Oelrich – als Geistlicher Hierarch, beim Weltlichen außen vor – unterscheidet sich in vielem vom Durchschnittsmann. In seinem Haus züchtet er in einer Voliere Kanarienvögel, zur Freude und zum Erstaunen der Kinder. In freien Stunden imkert er, in seinem Garten steht ein Bienenhaus. Dazu richtet Oelrich dem Dorf in emsiger Kleinarbeit eine Bibliothek ein.

Einzig aufgrund dieser Anhaltspunkte, ohne den Vikar näher zu kennen, schreibe ich ihm Muße und Empathie zu. Anna soll Wohlmeinen spüren, sich gesehen fühlen. Und Oelrich muss sie wahrgenommen haben. Anna ist klug, ihr Weg wird das beweisen. Das Drängen, ein Lehramt anzustreben, das Fortschicken an eine Bildungsstätte, es enthält auch ein Lob. Da traut ihr jemand ein unabhängiges, eigenständiges Dasein zu, ob die Mutter oder der Vikar. Und als Vikar hat Oelrich Kontakte.

Von Horn nach Cobbenrode sind es lediglich 65 Kilometer, auf ziemlich gerader Strecke nach Süden, durch die Städte Warstein und Meschede, über die Flüsse Möhne und Ruhr den deutschen Mittelgebirgen entgegen. Bis Anna im Sauerland den Dachstuhl der Schule bezieht, werden allerdings acht Jahre verstreichen. In der Zwischenzeit beschreitet das Mädchen einen Weg, auf dem mit jedem Monat und mit jedem Schritt voran ihre Rückkehroptionen kleiner werden. Denn hinter ihr löst sich ihr Zuhause auf.



Nach dem Tod des Vaters beginnt Anna, ein Poesiealbum zu führen. Ein grün eingeschlagenes Buch, postkartengroß, einige Blätter mittlerweile eingerissen, die Bindung brüchig. Jedes Umblättern ist begleitet von der Furcht, etwas zu zerstören. Auf die Innenseite des Deckels schreibt Anna mit schwarzer Tinte ihren Namen, malt ihn eher, die Anfangsbuchstaben von Blumen umrankt. Das doppelte F am Ende ihres Nachnamens gestaltet sie wie zwei scharfe Schwerter.

Den ersten Gruß hinterlässt Josephine, die große Schwester und Vorbildfreundin. Viel spricht dafür, dass sie Anna das Album geschenkt hat. Selbst wenn nicht, überlässt Anna ihr den Auftakt:

«Der Gott, der alle Menschen liebt,  
der Leiden mindert, Freuden giebt,  
der stets ein Herz, wo Tugend wohnt,  
So gern sie väterlich belohnt.

Der sei durchs Erdenleben für  
Geliebte Schwester stets bei Dir!  
Deine Schwester  
Josephine.  
*Horn 3.6.79»*

Annas Album dokumentiert einen Aufbruch. Auf den vorderen Seiten sind Grüße noch mit der Ortsangabe «Horn» versehen, aber längst ist von Abschied die Rede.

«Durchliest du dies Album mit freudigem Blick,  
So denk auch an Deine Schwester zurück.  
*Therese»*

Dann steht da plötzlich «Steyl». Ein Klosterdorf in den Niederlanden.

Als Anna ihr Elternhaus verlässt, ist das privat bedingt. Zugleich gerät das Mädchen in den Strom der Geschichte, ähnlich wie der Bruder, der sich den Auswanderern nach Amerika anschließt. Anna verschlägt es in ein anderes Land, sie wird Teil eines politischen Prozesses. In Europa tobt der sogenannte Kulturkampf: Junge Nationalstaaten wie das erst kürzlich vereinte Italien, das vielsprachige Belgien oder das Deutsche Reich ringen mit der katholischen Kirche um die Macht über die Menschen. Wer hat das Sagen in der Bildungspolitik? Wer ist zuständig für die Sozialfürsorge? Wer darf eine Ehe stiften? Vorgebliche Ewigkeitsrechte des Vatikans stehen in Frage. Für eine stärkere Trennung von Staat und Kirche kämpfen Nationalisten wie Liberale, wenn auch mit unterschiedlicher Intention. Die einen wollen die Kontrolle über Bürgerinnen und Bürger erlangen, die bislang der Klerus innehatte. Die anderen streben nach mehr Freiheit. In Deutschland wird der Konflikt zwischen Staat und katholischer Kirche noch dadurch verschärft, dass das preußisch dominierte Reich protestantisch geprägt ist.

Der Konflikt eskaliert während Annas erstem Lebensjahrzehnt. 1864 veröffentlicht Papst Pius IX. in Rom den *Syllabus errorum*, ein «Verzeichnis der Irrtümer», in dem er 80 vermeintliche Fehlannahmen der Moderne in Politik, Kultur und Wissenschaft aufzählt. Für falsch hält es Pius beispielsweise, dass die menschliche Vernunft «sich selbst Gesetz» sei und nicht mehr Gott «der einzige Schiedsrichter zwischen Wahr und Falsch, Gut und Böse». Für falsch

hielte er es auch, sollte die Kirche darauf verzichten, «Gewaltmittel anzuwenden». Für falsch hielt er es außerdem, würde ein Papst wie er sich «mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Civilisation versöhnen und vergleichen». 1870 verkündet das Erste Vatikanische Konzil dann noch das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit und spricht staatlichen Regierungen damit quasi das Urteilsvermögen ab.

In Deutschland reagiert der Preußische Ministerpräsident und spätere Reichskanzler Otto von Bismarck. Geistlichen wird untersagt, bischöfliche oder päpstliche Verlautbarungen zu verlesen. Der Orden der Jesuiten wird verboten. Die Zivilehe wird eingeführt, eine kirchliche Trauung allein ist vor dem Gesetz nicht mehr gültig. Preußen ersetzt die kirchliche Schulaufsicht durch eine staatliche. Mit Ausnahme reiner Krankenpflegeorden werden schließlich sämtliche Klostersgemeinschaften aufgelöst und katholische Ordensleute ausgewiesen.

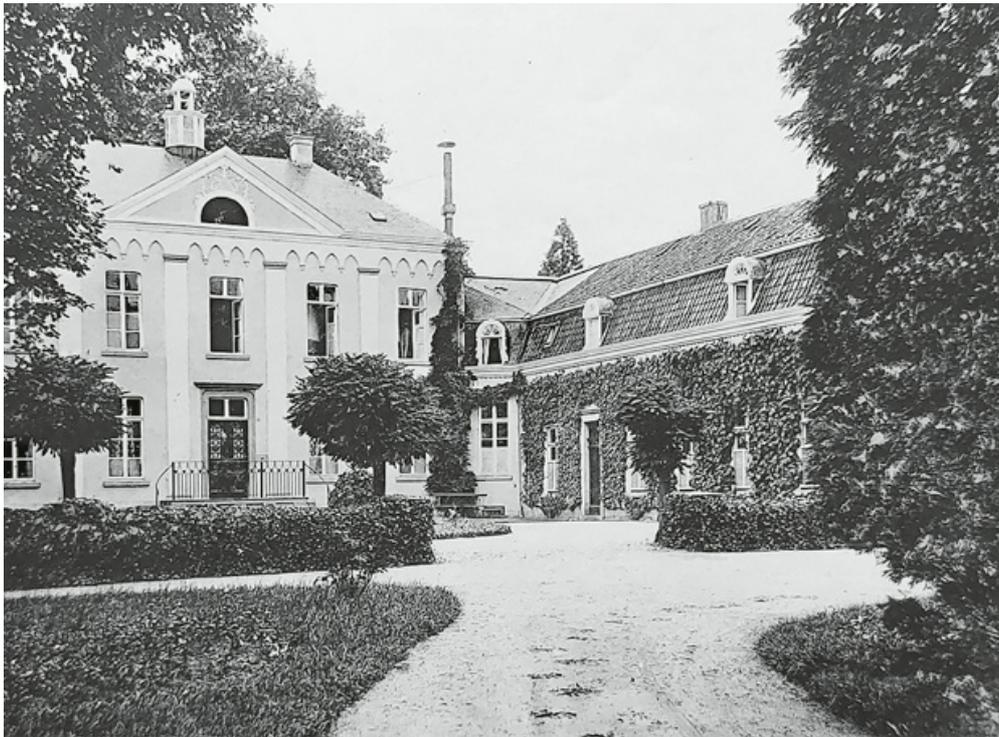
Diese letzte, harsche Maßnahme löst einen Massenexodus auch von Gläubigen aus. Aus dem Westen des Deutschen Reichs emigrieren überzeugte Katholiken vor allem in die Niederlande, in die mehrheitlich katholische Provinz Limburg. So räumen auch in Münster die Schwestern von der göttlichen Vorsehung ihr Mutterhaus leer und laden Möbel, sogar ihre Betten, in Eisenbahnwaggons. Vielmehr lassen sie laden, von angeheuerten Arbeitern, denn für solche Schuftereien sind die Nonnen Elidia, Humbeline und Generosia nicht gemacht. Nicht nur die Einrichtung des Ordens verwandelt sich in Transportgut, sondern auch das Interieur zweier Erziehungsanstalten, die die Schwestern bis dahin in Münster geführt haben: ein Pensionat, also eine Höhere Mädchenschule, sowie ein Präparandum, eine Ausbildungsstätte für angehende Lehrerinnen. In mehreren Zügen reisen die Nonnen, ihre Schülerinnen und deren Ausstattung in Richtung Aachen, unter einer sich in den Himmel windenden Dampf Wolke. Bei Venlo geht es über die Grenze. Dort, im Vorort Steyl, hat der Exilant Arnold Janssen bereits eine Mission für Männer aufgebaut. Nun stoßen die Frauen hinzu.

Unter den Frauen und Kindern auf ihrem fast bibelgleichen Auszug aus Deutschland befindet sich auch Anna.

Ob Annas Mutter ihre Tochter als junge Glaubenskriegerin losschickt oder einfach die Gunst nutzt, das Kind einem Flüchtlingsstrom aus Gleichgesinnten anzuvertrauen – es ist nicht mehr herauszufinden. In Steyl gründen die Schwestern aus Münster

ein «St. Josefskloster». In den Schülerlisten ist Anna als Schutzbefohlene Nr. 500 aufgelistet. Es verschlägt sie nicht allein in die Fremde. Als Nr. 499 wird ein anderes Mädchen aus Horn geführt. Die Schülerliste ist versehen mit einer Spalte mit dem Rubrum «Namen der Zahlenden». Bei den meisten Mädchen steht «Eltern». Bei Anna steht «Mutter». Gottes Obhut ist nicht kostenlos zu haben, auch nicht für eine Halbweise.

In den Niederlanden gerät Anna in eine Welt voller Widersprüche. In Steyl haben die Schwestern, eigentlich Vertriebene, das Haus der Witwe eines reichen Händlers gekauft. Eine Villa, so prächtig, dass die Nachbarn sie als *het paleis* und *slot* bezeichnen, als Palast und Schloss. Es ist ein strahlend weißer Landsitz mit Dachtürmchen, Seitenflügeln und Vorhof, die Fassade verziert mit Pilastern und Spitzbogenfries. Die Böden sind mit steinernen Mosaiken belegt, die Zimmerdecken hoch, die Wände in warmen Farben gestrichen, einige der Fenster in den Treppenhäusern bunt verglast. Bei Sonnenschein gleicht das Lichtspiel dem einer Kirche.



Das Ensemble liegt eingebettet in einen Park mit kurvigen Kieswegen, raumordnenden Hecken und ausladenden Bäumen. Heute überragt all das ein Mammutbaum, dessen harzigen Duft schon Anna gerochen haben könnte. Sanft fällt das Gelände ab bis an das Ufer

eines sich breit dahinwälzenden Flusses, der Maas.

Anna emigriert nicht ins Elend, auch wenn die Schwestern von «aszetischen» – bedeutet: asketischen – Mühen der Anfangszeit berichten und für die Nachwelt festhalten: «Die Arbeit im fremden Lande war anfangs recht mühsam und schwierig. Land, Leute und Sprache waren unbekannt.» Die Frauen waschen die Wäsche der Missionare um Arnold Janssen, erledigen den Haushalt im Kloster der Männer, die bei ihnen wiederum die Messe lesen. In der Villa werden treppauf, treppab «Unterrichtslokale» eingerichtet, um die Ausbildung wieder aufzunehmen, dazu Handarbeitszimmer, Bügelzimmer, Malzimmer. In den Korridoren werden Heiligenfiguren aufgestellt. Eine Kapelle wird gebaut und «mit mehrstimmigem Gesang» eingeweiht. Falls ich nicht einer fehlerhaften Übersetzung aus dem Niederländischen aufgesessen bin, rufen anfangs Gießkannen als Glocken zum Gottesdienst. Unter dem Dach eines Seitenflügels entsteht ein Schlafsaal für die Mädchen, mit Vorhängen und hölzernen Sichtschutzwänden in Chamberetten unterteilt, halbprivate Schlaf- und Rückzugskojen.

Irgendwo dort findet Anna ihr Bett – im unbekanntem Ausland, aber unter lauter Gleichaltrigen gleichen Geschlechts und gleichen Glaubens. Die Oberin schreibt an einen Vertrauten in Deutschland: «Wir alle, klein und groß, sind ganz vergnügt und glücklich in unserer stillen Einsamkeit. O, wenn die Feinde der hl. Kirche wüßten, wie glücklich wir Ordensleute in der Verbannung sind! Unser Herz hängt ja nicht an einer Scholle Erde!» Die jüngste Schülerin ist sieben Jahre alt.

Das Klosterdorf Steyl ist ein seltsamer Kosmos. Ein Ort des Rückzugs und der Expansion gleichermaßen. Hier residiert eine Opposition mit Weltmachtanspruch. Die katholischen Exilanten beschreiben sich zwar als Verbannte, schicken aber zeitgleich Missionare auf andere Kontinente, zuerst nach China. Die Mönche kehren mit seltenen Schmetterlingen, ausgestopften Wildtieren und als exotisch empfundenen Jagdwerkzeugen und Trachten zurück. In ihrer Isolation werden sie ein Museum gründen, vollgestopft mit global gesammelten Exponaten.

Auch für das Dorfkind Anna weitet sich am Fluchtort die Welt. Von überall her kommen Töchter der Diaspora. Eine Betty aus der Stadt Loviisa im Süden Finnlands bittet in Annas Poesiealbum auf Schwedisch darum, für sie zu beten:

«Snälla Anna,  
tank och i bland på mig och belitet då för mig.»

In einem Notizbuch versucht sich Anna am «Vater unser» auf Französisch:

«Notre père qui êtes aux cieux ...»

Vielen Einträgen sind aufwendig gemalte Majuskeln vorangestellt, schmückende Großbuchstaben, als wollten die Mädchen mit der Fassade der Villa mithalten, in der sie leben. Die Grußworte und Gebete sind kalligraphisch wunderschön, sorgsam auf zarten Bleistiftlinien geschrieben und orthografisch meist fehlerfrei.

Aus der elterlichen Schankwirtschaft, ihrem Zuhause auf dem Land, einem Alltag, den ich mir gegenständlich und manchmal grob vorstelle, ist Anna in eine Sphäre der Wörter und Sprachen gewechselt. Im Garten der Villa gibt es eine «Partie», auf Wegen und Bänken sollen die Schülerinnen flanieren, parlieren und lesen.

Partie, ein antiquarisches Wort, mittlerweile so veraltet, dass es Anführungszeichen braucht. Majuskeln, Chamberetten, Pilaster. Je tiefer ich in der Vergangenheit wühle, desto mehr alte Begriffe erobern dieses Buch. Wer bemächtigt sich hier eigentlich wessen Geschichte?

Noch ein Paradox dieser Erzählung: Obwohl ich weiß, dass Anna ihr Leben gelebt hat, schaue ich ihr auf ihrem Weg zu, als sei sie die Jüngere von uns beiden. Eine Urgroßmutter als Urgroßtochter.

Ich glaube, dass Anna in Steyl die Furcht vor einem Lehrerinnenbuckel vergisst. Sie wird die trotzige Aufbruchsstimmung spüren, die das Klosterdorf erfasst. Es sind Gründerjahre. Überall wird gebaut, wachsen Kirchen, streben Türme in den Himmel. Vermutlich richtet auch Anna sich auf, innerlich, obwohl auf ihr und den Mitschülerinnen der Druck liegt, zu genügen – den Eltern, den Schwestern, dem Papst und vor allem Gott.

Anna scheint eine unauffällige Klosterschülerin zu sein, von den Schwestern ist weder Lob noch Tadel überliefert. Dabei dokumentieren sie in Jahresbilanzen jeden «Mangel an Talent», «Kränklichkeit» und mit Ach und Krach errungene «Gouvernanten-

Examen». Ebenso vermerken sie überdurchschnittlichen Fleiß und mit Bestnoten bestandene Prüfungen, die immer auch mit der Gnade der «mächtigen Himmelskönigin» oder dem «sichtlichen Schutz Gottes» verbunden werden. Vielleicht absichtlich im Schatten des Mittelmaßes verborgen, durchläuft Anna erst die Höhere Mädchenschule und geht dann ihr Präparandum an, die Vorbereitung auf den Lehrberuf. Ein Professor Nau unterrichtet die Aspirantinnen unter anderem in Planimetrie: Geometrie in der Zweidimensionalen. Die Tage sind streng reglementiert, die Schülerinnen marschieren von einem Programmpunkt zum nächsten, vom Unterrichtslokal über die Kapelle in den Speisesaal, auch während der Ferien.

Aus Annas Notizbuch:

«Tagesordnung / Ferien

Aufstehen wenn wir geweckt werden

Morgengebet mit Klasse

Messe

Von 8–10 Stunden

Montag 8–9 Rechnen 9–10 Einführ. Bibel

Dienstag 8–9 Geographie 9–10 Päd. od. Geschichte

Mittwoch 8–9 Rechnen 9–10 Grammatik

Donnerstag 8–9 Geographie 9–10

Freitag 8–9 Geographie 9–10

Samstag 8–9 Literatur u. preußisch. Geschichte u. Weltgeschichte

Die übrige Zeit lernen 12 ½ Uhr

Rosenkranz im Garten von 1–2

Ausgang nach dem Essen zur Kapelle u. ¼ nach 8 nach Bett.»

Ich merke, dass ich Anna hier fast verliere. Wegen der präzisen Stundenpläne, hinter denen sie verschwindet. Wegen der ausufernden Berichte der Schwestern, in denen ein Mädchen nur gottesfürchtige Streberin oder faule Sünderin sein kann. Wegen der ornamentalen Villa, die den Blick auf ihre Bewohnerinnen verstellt. Je mehr ich lese, je mehr ich schreibe, desto weiter entferne ich mich von Anna selbst. Jedes Vertiefen in «Umstände» lässt sie erneut zu der zweidimensionalen Figur verflachen, zu der sie nach vier Generationen geworden ist. Biografische Planimetrie.

Dabei durchlebt Anna im Kloster ihre Pubertät. Eine Jugendliche. Aufruhr und Aufwallung. Ängste und Träume, manche im Stillen, andere mit Altersgenossinnen geteilt.

Ein Versuch: Anna als Anführerin einer Clique in der «Partie». Anna, wie sie mit Freundinnen über die Verstocktheit der älteren Ordensschwwestern lästert. Anna, die aus dem Kühlkeller ein Stück Schinken stiehlt. Anna, die während der Messe die jungen Mönche beäugt. Anna, in Panik versetzt durch ihre erste Periode. Anna, allein in der Chamberette mit ihrem sich verändernden Körper. Anna, ein Mensch aus Fleisch und Blut.

Ein Eintrag auf der vierzehnten Seite ihres Poesiealbums:

«Zur freundlichen Erinnerung

N. N.»

N. N., *nomen nominandum*, lateinisch für «noch zu nennender Name». Ein anonymer Gruß. In der klösterlichen Kontrolle muss schon so ein kleines Geheimnis wie eine Ungeheuerlichkeit wirken. Ein Mann? Ein Missionar? Jemand, den sie oder der sie bewundert?

Anna ist in einem Alter, in dem die Seele bloßliegt, in dem die Phantasie große Pläne schmiedet, in dem Freundschaften fürs Leben entstehen. Das ist in Steyl schwierig. Die Mädchen kommen und gehen, mehrmals im Jahr melden die Schwestern Schülerinnen in Städten wie Münster, Köln und Erfurt zu Examensprüfungen an. Trotz des Kulturkampfes hat der Staat offenkundig Interesse auch an konfessionell ausgebildeten Lehrerinnen. In Annas Poesiealbum reiht sich ein Lebewohl ans nächste. «Zum Andenken!!! Franziska», «Souvenir!!! Maria», «Zur liebenden Erinnerung! Auguste», «Beim Abschiede!!! Ottilie», «Vergißmeinnicht. Amanda». Da geht kein *Gap Year* zu Ende, abgesichert durch das Wissen, dass auf die Lücke erst einmal die Rückkehr nach Hause folgt. Die Mädchen, junge Frauen mittlerweile, verstreuen sich in alle Himmelsrichtungen und werden bald neue Anschriften haben. Ihren Appellen, einander nicht zu vergessen, wohnt schon das Wissen um Vergeblichkeit inne. Kein Telefon, keine mitwandernde Mobilfunknummer, kein Social Media werden die Klassenkameradinnen zusammenhalten.

In Loviisa im Süden Finnlands könnte heute auf irgendeinem Dachboden das Poesiealbum einer Betty liegen, einer anderen fast vergessenen Urgroßmutter. Darin müssten sich flehende Gegengrüße

von Anna finden.

Von Steyl aus fährt Anna einmal durch das halbe Land, um ihr Examen abzulegen. Nach Thüringen, Erfurt. Anschließend wird sie von einem unbekanntem Beamten nach Cobbenrode delegiert. Als Anna dort 1887 ihren Dienst antritt, als die junge Frau mit dem spöttischen Lächeln, als neue Dorfschullehrerin, erklärt in Rom ein neuer Papst den Kulturkampf für beendet. Man könnte denken, Annas Leben verlaufe von da an in ruhigeren Bahnen.

• • •

Schulbücher aus der Zeit, in der Anna vor ihre Klasse tritt, sind in Massen erhalten. Riesige Sammlungen, ganze Bibliotheken aus Fibeln und Lesebüchern, sortiert nach Fächern, Erscheinungsjahren und Provinzen, heute größtenteils digitalisierte Seiten, die meisten bilderlos, aber voller Stockflecken. Wer in diesen Büchern liest, hört die Tonspur aus Annas Unterricht.

*Des Kindes erstes Schulbuch*, Cassel 1881, Seite 36:

«L. Das Lob, der Leib, lieb, grünes Laub, Licht. Das Wort hat Laute. Der Stern ist ein Licht der Nacht. Linden haben weiche Rinden. Der Gerber gerbt das Leder. Woraus wird Leder gemacht? Arbeit macht das Leben süß. Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit!»

*Lesebuch für die Oberklassen katholischer Volksschulen*, Dortmund 1889, Seite 468:

«Kinder, geht zur Biene hin!  
Seht die kleine Künstlerin,  
Wie sie emsig sich bemüht,  
Und aus allem Honig zieht!»

*Fibel oder der Schreib-Lese-Unterricht für die Unterklassen der Volksschule*, Essen 1883, Seite 39:

«Die Schule. In der Schule ist es ganz anders, als zu Hause in der Stube. Auf langen Bänken sitzen die Kinder neben einander, die Hände hübsch zusammengelegt und die Augen auf den Lehrer gerichtet. Der spricht mit ihnen von Vater und Mutter, von Brüdern und Schwestern, von großen und kleinen Tieren, von den Blumen draußen im Garten, von der Sonne, dem Mond und den Sternen, und erzählt ihnen Geschichten vom lieben Gott. Das hören die Kinder so gerne, daß sie das Spielen darüber vergessen. Aber sie hören nicht bloß zu, sondern machen auch selbst etwas. Jetzt greifen sie unter das Pult nach dem Bücherbrett. Da hat jedes Kind seine Schiefertafel, sein Buch und sein Lineal mit einem Griffel. Jetzt schreiben sie das auf, was der Lehrer vorspricht oder auf die Wandtafel geschrieben hat. Da reihen sich die Buchstaben an einander, wie die Soldaten im Gliede.»

*Lehrbuch der Geographie*, Münster 1867, Seite 81:

«Der Mensch, das vorzüglichste Geschöpf Gottes, durch Vernunft, freien Willen und die Gabe der Sprache vor allen anderen Geschöpfen ausgezeichnet, ist Herr der ganzen Erde. Von einem einzigen Menschenpaare abstammend, machen alle Menschen nur ein einziges Geschlecht aus. Nicht wie das Thier an bestimmte Nahrungsstoffe gebunden, welche ihm nur da zu leben gestatten, wo es diese findet, verwendet der Mensch die verschiedensten Nahrungsstoffe zu seinem Unterhalte und ist dadurch fähig, sich über den ganzen Erdboden zu verbreiten.»

*Vaterlands- und Weltkunde*, Essen 1872, Seite 430:

«Die Menschen unterscheiden sich aber auch nach ihrer Körperbeschaffenheit: nach Gestalt, Hautfarbe, Gesichtszügen, Bildung des Schädels und der Haare. Diese Unterscheidung nennt man Racen-Unterschiede, und hiernach theilt man die Menschheit ein in: 1. die kaukasische Race, mit weißer Hautfarbe, – der schönste und bildungsfähigste Stamm (Europa, Westasien, Nordafrika); 2. die Mongolische Race, mit gelber Hautfarbe, schief liegenden Augen, hervorstehenden Backenknochen, flachem Schädel und schwarzem Haar (Süd- und Ostasien, Nordeuropa und die nördlichsten Amerikaner); 3. die äthiopische oder Neger-Race, mit schwarzer Hautfarbe, aufgeworfenen Lippen und krausem, wolligem Haar (West- und Südafrika); 4. der amerikanische Menschenstamm, mit rothbrauner Hautfarbe, kleinen, tief liegenden Augen, gebogener Nase und schlicht herabhängendem Haar (in Amerika allein); 5. die malaische Race ist den Negern sehr ähnlich, nur daß ihr die rothen Lippen und das wollige Haar fehlen, auch ist ihre Hautfarbe braun (Australien und Südostasien).»

*Deutscher Kinderfreund – Lesebuch für einfache Schulverhältnisse*, Neuwied & Leipzig 1881, Seite 239:

«Die weiten Fluren, die sich von dem Rande der Alpen im Süden bis zur Nord- und Ostsee hinbreiten und von dem Wasgenwalde und dem Gebiete des Rheins im Westen bis zum Quellgebiete der Oder und über den Ausfluß der Weichsel hinaus nach Osten hin erstrecken, nennen wir Deutschland.

Dieses Land gehört zu den schönsten Ländern, welche die Sonne begrüßt in ihrem ewigen Laufe. Unter einem gemäßigten Himmel, unbekannt mit der sengenden Glut des Südens, wie mit der eisigen Erstarrung des Nordens, bringt Deutschland alles hervor, was der Mensch bedarf zur Erhaltung und zur Förderung des Geistes, ohne ihn

zu verweichlichen, zu verhärten, zu verderben.»

*Lesebuch für Ober-Klassen in katholischen Elementar-Schulen*, Münster 1886, Seite 367:

«Hermann, der Befreier Deutschlands. – Zur Zeit des Kaisers Augustus war Hermann, der Sohn eines Cheruskerfürsten, als Geisel nach Rom gekommen und lernte dort die römische Kriegskunst, zugleich aber auch den Haß gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes. Als Jüngling von vierundzwanzig Jahren, tapfer und beredt, von schlanker Gestalt und edlem Gesichte, kam er zurück nach Deutschland und vereinigte bald alle, die das Schmachvolle des römischen Joches fühlten, zu einem Bündnisse gegen die Fremdlinge.»

Immer bildet die Heimat den Mittelpunkt, umgeben von einer in konzentrischen Kreisen absonderlicher werdenden Welt. Da ist das Vertraute die Norm und alles andere Abweichung. Da ist viel Gottes Schöpfung und wenig Evolution. Da wird Biologie vor allem als die Lehre vom Ess- und Nutzbaren verstanden, von Vieh, Feld und Frucht. Da wird Geschichte als Abfolge von Schlachten erzählt, die Handelnden sind Kriegsherren, Könige, Kaiser. Immer wieder Hermann, der Cherusker, dann Barbarossa und Karl der Große. Konflikte zwischen den Völkern kommen und gehen, wiederholen sich zyklisch wie das Wetter und werden in der Regel gewaltsam gelöst. Kriegslust, die bei den eigenen Generälen als Klugheit gilt, wird dem Gegner als Verschlagenheit ausgelegt.

Steht ein unstrittiger Held der Menschheitsgeschichte einmal ärgerlicherweise auf feindlicher Seite, kann es passieren, dass die Schulbuchautoren ihn zumindest dem Namen nach eindeutschen. So wurde aus dem englischen Freibeuter, Weltumsegler und Kartoffel-Importeur Sir Francis Drake ein Franz:

*Der sinnliche und sittliche Anschauungsunterricht für die Mittelklassen der Volksschule*, Essen 1876, Seite 80:

«Die Kartoffelstaude liefert uns in ihrer Frucht, den Kartoffeln, eine wohlschmeckende und nahrhafte Speise. Die Kartoffeln werden auf verschiedene Weise zubereitet. Durch das Kochen werden sie weich und mehlig. Ehe man sie ißt oder genießt, werden sie geschält. Die Kartoffeln werden im Frühling gepflanzt und im Herbst ausgegraben und in den Keller gebracht, wo sie im Winter vor dem Froste geschützt sind. Gefrorene Kartoffeln sind eine sehr ungesunde Speise. Aus den Kartoffeln bereitet man Mehl, Stärke und leider auch

Branntwein. – Erst vor zweihundert und einigen Jahren sind durch den Engländer Franz Drake die Kartoffeln aus Amerika zu uns nach Europa gekommen.»

*Lesebuch für die Oberklassen katholischer Volksschulen*, Dortmund 1889, Seite 460:

«Daß die Singvögel in den deutschen Fluren und Wäldern sich immer mehr verringern, kann niemand bezweifeln. Das ist für den Natur- und Tierfreund betrübend, für den Land- und Forstwirt beunruhigend. (...) Die Italiener fangen alljährlich viele Tausende der über die Alpen zu ihnen kommenden Zugvögel, um dieselben zu verzehren.»

*Lehrbuch der Geographie*, Münster 1867, Seite 771:

«Die Indianer sind (...) in mehreren Hundert Stämmen über Amerika verbreitet. (...) Die Kinder werden von frühester Jugend her sehr abgehärtet, in den Waffen geübt, mit Muth und Rachsucht erfüllt. Sich durch Muth und Tapferkeit und Ertragung großer Peinen im Kriege oder auf der Jagd auszuzeichnen, ist des Jünglings höchstes Streben, und erst, nachdem er Proben davon abgelegt, wird er unter mancherlei Förmlichkeiten in die Zahl der Krieger aufgenommen. Die Kriege sind grausam, das Scalpiren ein gewöhnliches Verfahren an Todten wie Verwundeten. Die scalpirte Kopfhaut wird als ehrendes Siegeszeichen aufbewahrt. Die lebendig Gefangenen werden in grausamster Weise zu Tode gemartert. Das Scalpirmesser, womit dem überwundenen Feinde geschickt die Kopfhaut abgelöst wird, und der Tomahawk, eine Art Streitaxt, sind des Indianers unzertrennliche Begleiter. So grausam und wild er im Kriege gegen die Feinde ist, so höflich, freundlich und gastfrei ist er gegen Andere.»

Fleißbienen. Italienische Vogelmörder. Indianer kennt keinen Schmerz. Gelernt ist gelernt.

In Cobbenrode unterrichtet Anna in zwei Schichten, von Montag bis Samstag. Vormittags kommen die älteren Kinder ins Schulhaus, nachmittags die jüngeren. Die Unterklasse wird in Religion, Deutsch und Rechnen angeleitet, ab der Mittelklasse kommen Zeichnen, Naturkunde, Gesang und Turnen hinzu, für die Mädchen Handarbeiten. Stricken, Nähen, Häkeln. Das Fach ist Frauensache. Ein Gesetz schreibt Anna vor, «das Bedürfnis künftiger Hausfrauen ins Auge zu fassen, nicht aber das Bestreben mehr zu glänzen als zu

nützen». Fremdsprachen sind im Lehrplan nicht vorgesehen. Modern ist Annas Pädagogik insofern, als dass jede Klasse mehrere Jahrgänge umfasst und sie als Lehrerin alle Kinder zugleich beschäftigen muss. Die Jüngeren und die Älteren, die Schnelleren und die Langsameren, die Frecheren und die Beflisseneren.

Ich sehe Anna vor etwa 40 Kindern stehen, im Morgenlicht, das seitlich ins Klassenzimmer fällt. Hinter ihr, an einer lindgrün gestrichenen Wand, die Schiefertafel und ein Portrait des backenbärtigen Kaisers.

Es ist eine Einbildung, die sich aus Ratgebern, Verordnungen und Gesetzesparagrafen speist, die präzise vorgeben, wie Schule auszusehen hat. Im Idealfall öffnen sich die Fenster nach Osten hin, zur aufgehenden Sonne. Im Klassenraum sind die Pulte so auszurichten, dass das Licht von links einfällt, denn geschrieben wird mit rechts. Jede Schülerin und jeder Schüler sitzt aufrecht an einem «schrägen Tische». Ein tüchtiger Schulvorstand «läßt die Wände alle drei Jahre frisch mit mattgrüner Farbe streichen». Ein Klassenzimmer gilt als vorbildlich bemessen, wenn pro Kind 0,8 Quadratmeter Fläche zur Verfügung stehen. Die Deckenhöhe «darf nicht unter 3 und nicht über 4,5 Meter betragen, damit die Ausdünstungen der Kinder sich nach der Höhe verteilen können, im Winter aber auch die Wärme nicht zu weit nach oben steigen kann». Anna bewegt sich nicht durch den Raum. Sie sitzt auch nicht, denn das Katheder, der Lehrstuhl, ist abgeschafft. Ein Lehrer hat zu stehen, schreibt der Regierungs- und Schulrat Eduard Bock in seinem *Wegweiser*, «und zwar vor den Kindern; da hat er seinen festen Platz, so daß er stets alle übersieht».

Von vorn erklärt Anna das Alphabet und die Grundrechenarten, nennt Kaiser Barbarossa vermutlich Rotbart und hat in den Naturkundestunden pflichtschuldig einen Korb mit Rüben, Kohl und Kartoffeln dabei, denn eine Lehrerin «scheue die Mühe nicht, sich in den Besitz der erforderlichen Anschauungsmittel zu setzen, stets Pflanzen in ausreichender Zahl zur Hand zu haben». Außerdem ist ihr aufgetragen, vor der Klasse Gedichte zu rezitieren und viel zu singen, und zwar «mit Wohlklang und Ausdruck».

Das alles hört sich nach einer festen Ordnung an, in die sich die Kinder wie auch ihre Lehrerin Anna zu fügen haben. Schule ist starr, der Pädagoge streng – oder doch nicht? Aus den vielen tausend digitalisierten Seiten der Schulbücher, Wegweiser und Ratgeber geht hervor, dass Anna durch ihre Berufswahl in einen zweiten Kulturkampf geraten ist. Der erste, zwischen Kirche und Staat, hat sie

in die Niederlande getragen. Den zweiten muss sie mit sich selbst ausfechten.

Im 19. Jahrhundert ist die Idee einer Schule als Institution für die Massen, für alle Kinder eines Landes, noch recht neu. Vor allem Preußen treibt die flächendeckende Bildung voran. Die jungen Staatengebilde brauchen eine neue Form von Mensch, einen disziplinierten Untertan und aufgeschlossenen Arbeiter zugleich. Nur wer halbwegs lesen und rechnen kann, wer das Gehorchen wie auch das Lernen gelernt hat, ist in der Lage, eine Maschine zu bedienen und im Akkord mit dem Tempo des Fortschritts mitzuhalten. Der klaglos-fleißige, dabei progressiv-neugierige Bürger – ein widersprüchliches, nahezu unmögliches Projekt. Was soll genauer Zweck der Schule sein? Und welche Mittel stehen einer Lehrerin wie Anna dabei zur Verfügung?

1854 hat der preußische Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten erstmals in der Geschichte exakte Richtlinien für die Lehrerseminare, für die Präparandenausbildung und für Elementarschulen wie jene in Cobbenrode erlassen. Es handelt sich um die Preußischen Regulative, erarbeitet von einem zutiefst konservativen Beamten namens Ferdinand Stiehl. Ihm zufolge hat sich Bildung darauf zu beschränken, «dem praktischen Leben in Kirche, Staat und Gemeinde zu dienen und für dieses Leben vorzubereiten, indem sie sich auf dasselbe begründet und innerhalb seiner Kreise bewegt». Erziehung soll vaterländische Gesinnung und häusliche Tugend fördern, nicht selbstständiges Denken und persönliche Entfaltung. Ausdrücklich wird davor gewarnt, den Unterricht auf «formelle Entwicklung des Geistesvermögens an abstrakten Inhalten» auszurichten.

Der Staat misstraut der Institution, der er seine Kinder anvertraut. Und das so sehr, dass er auch die Bildung der Pädagogen schmal halten will. Vor allem Konservativen erscheint «Vielleserei» und «pfauenhaft aufgestutzte Scheinbildung» gefährlich. Es gilt zu verhindern, dass die Lehrerinnen und Lehrer «über dem Stoff stehen». Aus den Papieren trieft Bildungs- und Elitenhass – vor allem durch jene, die selbst privilegiert sind. Preußens König fordert, Ausbildungsstätten für Lehrerinnen und Lehrer aus den Städten in die Provinz zu verlegen, damit die angehenden Staatsdiener «den unheilvollen Einflüssen eines verpesteten Zeitgeists entzogen» werden. «Nicht den Pöbel fürchte ich; aber die unheiligen Lehren einer modernen, frivolen Weltweisheit vergiften und untergraben mir

meine Bürokratie, auf die ich bisher stolz zu sein glauben konnte.»

Mehr Zutrauen in das eigene Personal hat Adalbert Falk, der 1872 Preußens Kultusminister wird und neue Gesetze erlässt. Er gewährt Lehrerinnen und Lehrern mehr Freiheit, höhere Gehälter und stärkt in der Ausbildung das Fach Pädagogik, die Lehre vom Lehren. Doch gerade vor seinen liberalen Ideen fliehen während des Kulturkampfes die Katholiken, unter ihnen Anna.

Als Anna nach Cobbenrode kommt, ist Schule nach wie vor eine Arena der Anschauungen. Die Anhänger der Strenge ringen mit den Freunden der Güte, das ist in der Schule ja immer so. Damals empfiehlt mancher Ratgeber einer jungen Lehrerin Wärme: «Das Kinderherz erschließen, es gewinnen, daß es mit Lust und Energie die Arbeit ergreift, das kann allein die Liebe.» Andere Literatur setzt auf Strafen: «Durch Belohnungen nämlich kann der Zögling, der sie erhält, leicht verwöhnt werden, so daß er zuletzt beinahe nichts mehr thun will, wenn ihm nicht eine Belohnung in Aussicht gestellt wird. Das kann man besonders deutlich in der Familienerziehung bemerken. Diese Lohnsucht ist in ihren Wirkungen zuletzt weit verderblicher, als öftere Strafen.»

Schläge im Unterricht sind normal, nur über Maß und Mittel wird debattiert: «In den ersten Kinderjahren, wo das Kind nur für rein sinnliche Eindrücke empfänglich ist, kann der körperliche Schmerz als Zuchtmittel schwerlich entbehrt werden.» – «Die Schulzucht darf niemals bis zu Mißhandlungen, welche der Gesundheit der Kinder auch nur auf entfernte Art schädlich werden könnten, ausgedehnt werden.» – «Einen Fehler nicht bemerken wollen, ist manchmal besser, als strafen. Es ist in der That ein peinliches Gefühl, einen Lehrer zu sehen, der gar nichts ungeahndet und ungestraft hingehen läßt.»

In Cobbenrode ist es üblich, die Jungen mit Stockschlägen auf Rücken und Gesäß zu maßregeln, die Mädchen mit Hieben auf den linken Oberarm.

Aus dem Strafregister der Dorfschule:

«5 Schläge mit einem leichten Stöckchen wegen Verweigerung des Einzelsingens, obwohl Stimme vorhanden.

Im Heiligenhäuschen Karten gespielt, dazu scheinbar noch um Geld. Beim Nachsitzen im Schaukelstuhl vom Pastor geschaukelt und am Geländer runtergerutscht.

Faulheit im Rechenunterricht, ein Schlag auf den Rücken.

Störung des Religionsunterrichts durch ein kleines Blechstückchen, in der Sonne gehalten, und Ableugnen hinterher; Hiebe auf den Rücken und das Gesäß.»

Wofür entscheidet sich Anna in diesem Ringen um Gehorsam, um Aufmerksamkeit, vielleicht auch Zuneigung? Sucht sie Halt in Konventionen oder bricht sie sie? Anna, als Kind von zu Hause fortgeschickt. In ihren ersten Wochen als Volksschullehrerin 21 Jahre alt geworden. Tagsüber bis auf ihren Vorgesetzten Luhmann ohne Kolleginnen und Kollegen, mit denen sie sich austauschen könnte. Nachts allein in der Dachkammer. Eine Kindfrau, die womöglich nie Lehrerin werden wollte und die nicht ahnen kann, dass sich in ferner Zukunft jemand mit den Maßstäben seiner Zeit über ihr Tun beugen wird.

Meine Beweislage ist dünn, ich habe nur ein Indiz, eine weitere Kaffeetafel-Legende aus meiner Familie. Die besagt, Anna habe eine «große Handschrift» besessen. Bedeutet: Sie soll schnell, oft und hart geschlagen haben.

1888

In Berlin stirbt Kaiser Wilhelm I., kurz darauf auch dessen Sohn und Nachfolger Friedrich III. Am Ende des «Dreikaiserjahres» besteigt ein schneidiger 29-Jähriger den Thron: Wilhelm II.

Bertha Benz fährt im Motorwagen ihres Mannes Carl von Mannheim nach Pforzheim.

In Südfrankreich malt der holländische Maler Sonnenblumen, Felder, eine Cafétterasse bei Nacht.

1889

Nachdem sie früh mehrere Kinder verloren haben, bekommen im österreichischen Braunau am Inn der Zollbeamte Alois Hitler und dessen Frau Klara wieder Nachwuchs. Es ist ein Junge.

Im Westen der Vereinigten Staaten von Amerika überrennen weiße Einwanderer beim Oklahoma Land Run ursprünglich von indigenen Völkern besiedeltes Territorium.

In Cobbenrode erhält die Schule eine Wasserpumpe.

1890

Bei den Reichstagswahlen erhalten die Sozialdemokraten mit 19,7 Prozent die meisten Stimmen.

Im Streit mit dem jungen Kaiser liegend, tritt Otto von Bismarck als deutscher Reichskanzler zurück.

In den USA wird erstmals ein Mensch auf einem elektrischen Stuhl hingerichtet.

In Südfrankreich stirbt der holländische Maler an einer Schussverletzung im Bauchraum. Vieles deutet auf Selbstmord hin.

In Cobbenrode wird das Schulhaus frisch geweißelt.

1891

In Deutschland soll eine Rentenversicherung Arbeiter und Angestellte vor Armut schützen.

In der Schweiz wird das abgelegene Dorf Zermatt per Schmalspurbahn erschlossen.

In einer Brandenburger Sandgrube experimentiert der Erfinder Otto Lilienthal mit neuartigen «Flugapparaten».



Ein Fotograf kommt nach Cobbenrode hinauf und macht Bilder der Schulklassen. Vor den Toren des Schulkellers werden Bänke aufgestellt, die Kinder treten in vier Reihen an. Auf einem Foto posiert Anna mit 30 Jungen. Alle in hochgeschlossenen Jacken und festen Schuhen, die meisten in langen Hosen. Einige halten die Hand wie Napoleon.

Einem Burschen mit weißem Krägelchen hat kindliche Unruhe die Identität genommen, er hat sich während der Belichtungszeit bewegt,

sein Gesicht ist verwischt. Links im Bild steht Anna, seine Lehrerin mit der großen Handschrift, in einem taillierten dunklen Kleid. Steif, reglos, fast unnahbar. Ganz in der ihr zgedachten Funktion.

Zu dem Zeitpunkt ist sie Mitte zwanzig. Ein Alter, in dem ein Mensch heutzutage Grenzen sprengt oder in dem sich etwas fñgt, manchmal auch beides. Die *Rush Hour* des Lebens. Karriere, Liebe, Kinder. Aber es ist nicht heute.

• • •

Nicht lange vor Annas Eintreffen in Cobbenrode ist im Dorf neben dem alten Machtzentrum aus Kirche, Pfarrhaus und Schule ein zweiter, neuzeitlicher Mittelpunkt entstanden. Es handelt sich um das Haus, vor dem die Postkutsche hält: Backstein, drei Stockwerke, im Giebel die Jahreszahl 1885. Das Haus gehört der Familie Vogelheim. Deren Mitglieder bekleiden kein Amt und haben doch großen Einfluss. Sie besitzen viel Land, führen die Post und einen Gasthof. In diese Position sind sie durch geografisches Glück geraten.

1806 hatte Preußens Armee bei Jena und Auerstedt gegen Frankreichs Truppen verloren. In Berlin ritt Napoleon durchs Brandenburger Tor, jener Kaiser, dessen herrschaftliche Handgeste bei Annas Schülern weiterlebt. Nach dem Abzug der Franzosen reformierten die Preußen ihr Heer. Und sie planten Straßen. Nur wer seine Soldaten schnell verlegen kann, ist in der Lage, einen Krieg zu gewinnen. In den Amtsstuben beugten sich Geografen über topografische Karten, Landvermesser schwärmten aus, um theoretische Wegführungen mit der steinigen Realität abzugleichen. Wo könnten sie einem Flusslauf folgen? Wie viel Wald wäre zu roden? Welchen Umweg nähme man in Kauf, um Risiken und Beschwerlichkeiten einer Tunnelsprengung zu vermeiden?

Jene Ideallinie, die schließlich die Garnisonsstädte Minden und Koblenz verbindet, Westfalen mit dem Rheinland, sie windet sich durch die Täler und über die Anhöhen des Sauerlandes und führt ... exakt durch Cobbenrode. Bis dahin hatte das Dorf abseits der Welt gelegen, war nur über einen Hohlweg zu erreichen, über den Bauern und Händler Handwagen zerrten. Jetzt wurde eine Heerstraße aus gewalztem Schotter gebaut, die Minden-Koblenzer Staatschaussee. Was für ein großer Name! Was für Möglichkeiten! Denn auf einer Straße können nicht nur Truppen bewegt werden, sondern auch Briefe, Geld und Handelsgüter.

In Cobbenrode wird die neue Chaussee nicht durchs verwinkelte Unterdorf getrieben, sondern entlang des Oberdorfs, am Hang, wo die Vogelheims ihr Grundstück haben. Bald preschen Zweispänner der Post in den Ort, die Kabine komfortabel gefedert, im Sommer auf riesigen Rädern, im Winter auf Kufen, Platz für vier Passagiere. Und

noch einmal hat die Familie geografisches Glück. Zwar zeichnen Straßen Linien des geringsten Widerstandes nach, aber das heißt nicht, dass man sie mühelos bereist. Nach einer Weile verlassen die Pferde die Kräfte. Sie müssen gegen ausgeruhte ausgetauscht werden. Während des langen Anstiegs aus der westfälischen Börde ins Mittelgebirge ist das mehrmals so. Deshalb wird auch für Cobbenrode ein Stopp geplant, eine sogenannte Postagentur mit Pferdestall, Briefkasten und kleinem Postschalter, nicht von Beamten geführt, sondern Privatleuten anvertraut wie heute eine Franchise-Filiale. Weil das Land der Vogelheims direkt an der neuen Verkehrsachse liegt und groß genug ist, dass die Familie in Verhandlungen Platz für eine Niederlassung garantieren kann, erhält sie den Zuschlag. Lage, Lage, Lage.

Das Haus der Vogelheims wird rasch zur zentralen Anlaufstelle. Die tägliche Ankunft der Kutsche gilt als größtes Ereignis im Dorf. Wer Zeit hat, spaziert nach Fahrplan bei der Post vorbei. Wer ein Anliegen hat, muss sowieso dorthin. Wenn Anna ihrer Mutter oder den Schwestern schreibt, kauft sie bei den Vogelheims Briefmarken. Falls sie Besuch bekommt, wird sie den am Kutschhalt erwarten. Und sollte sie wissen, wie ihr Bruder Wilhelm in Amerika zu erreichen ist, könnte sie im Haus an der Chaussee ein Telegramm aufgeben. Über das weitverzweigte Telegraphennetz sind die Vogelheims tatsächlich, materiell, per Kabel, mit den endlos weit entfernten Vereinigten Staaten verknüpft. Ohne sich zu bewegen, können sie mit Menschen auf entlegenen Kontinenten in Verbindung treten. Wer damals in die Welt ziehen muss, hat das härtere Los gezogen als derjenige, zu dem die Welt nach Hause kommt.

Bei den Vogelheims führt eins zum anderen. Wo Briefe eintreffen und abgehen, wird auch Ware umgeschlagen. Dazu ist jede Post ebenfalls Bank, Geld besteht noch aus Metall und Papier, die Kutsche dient als Überweisungsträger. Und wo Postillione und deren Fahrgäste wegen des Pferdewechsels pausieren, darf eine «Passagierstube» nicht fehlen, ein Gasthof zur Post. Auch den eröffnen die Vogelheims.



Wer hat, dem wird gegeben.

Wenn Anna das große Haus an der Chaussee betritt, diese Tankstelle des Pferdezeitalters, geht sie durch ein Portal, ähnlich dem im Kloster von Steyl. Dahinter öffnet sich eine weite Diele, eine Wartehalle für Postkunden und Fahrgäste, ein öffentlicher Raum in Privatbesitz, drei Meter breit und zehn Meter tief, der Boden mit Schiefer gefliest, die Wände mit Stoff bespannt.

Links, hinter einem verglasten Fenster, sitzt rauchend am Postschalter Vater Vogelheim. Ein Mann mit Wohlstandsbauch, umgeben von den Gerätschaften und Kennzeichen seines Berufsstandes, einem Reichsadler auf Emaille, der Telegraphenmaschine mit Morsetaste, Schreibwalze und Papierspule, einem Sortiertisch mit Fächern für Briefe und verschließbarem «Wertglass», Briefmarkenmappen, Posteinlieferungsbüchern, Tintenfass, hölzernen Stempelkarussells, messingumfassten Stempelkissen und grob gewebten Geldversendungsbeutel.

Rechts der Diele öffnet sich eine Tür zum Wirtshaus, in dem Mutter Vogelheim regiert. Der Gasthof besteht aus drei Räumen. Im vorderen stehen die Theke und ein Klavier. Im mittleren Tische und Stühle. Im hinteren verbirgt sich das Wohnzimmer der Familie, abgetrennt durch eine Faltschleierwand. Bei größeren Festen wird sie geöffnet und das Zimmer dem Wirtshaus zugeschlagen. Die Besucher werden aus einer Küche im Rückraum versorgt. Im Gasthof zur Post kehrt der Pfarrer ein,

Annas Vorgesetzter Luhmann lässt sich hier bekochen, und alle Honoratioren stecken die Köpfe zusammen.

Obwohl Anna als Lehrerin ebenfalls zu den Autoritäten zählt, hat sie als alleinstehende Frau in einer Gaststätte keinen Platz. Traditionell betreten Damen nur in Begleitung eines Mannes – ihres Mannes – ein Wirtshaus. Doch auch von draußen, von der schottrigen Chaussee aus betrachtet, mit einem einzigen Blick durch die Fenster, wird die Schankwirtstochter Anna es wahrnehmen: Diesen Vogelheims scheint alles zu gelingen, was bei ihrer Familie daheim missglückte.

In den Jahren nach Annas Ankunft muss sich das Haus der Vogelheims zu einem lokalen Imperium ausgewachsen haben. Frühes Kaufhaus, Baumarkt, Kulturzentrum, Auktionshalle. Ich habe Rechnungsbögen, Briefköpfe und Grußkarten gefunden, prächtige Farbdrucke, in die verschnörkelte Wörter wie «Manufactur-Colonial- u. Eisenwarenhandlung», «Beerenweinkelterei», «Gärkeller» und «Räucherammer» geprägt sind. Die Vogelheims betreiben eine «Porzellan-, Glas- und Samenhandlung», unterhalten ein «Lager künstlicher Düngemittel», verkaufen «Knochenmehl, Thomasschlacken, Gypsphosphat, Guano etc.», haben «Cement, Schwemmsteine, Steinkohlen» ebenso im Angebot wie «Schreibwaren» für eine Lehrerin wie Anna, dazu «Wollwaren zur Wintersaison», «Bettfedern & Daunen», «sämtliche Farben & Lacke für Anstreicher» und «sauerländische Schinken». Sie garantieren die Lieferung von «Nähmaschinen, Fahrrädern, Oefen und Pumpen», von «Küchengeräthen», von «Fensterglas in Streifen 140 cm lang und bis 60 cm breit», von «Fensterblei», von «Tisch-, Bett- & Schrankfüßen», von «Consolen, Gesimse» ebenso wie von «Sargbeschlägen». Fast alles fürs Leben und Sterben ist bei ihnen zu kaufen. Alles Neue trifft zuerst in ihrem Haus ein. Bei den Vogelheims ist die Zukunft zu bestaunen. Die Familie besitzt sogar eine automatische Dreschmaschine – ein vibrierender, ratternder Kasten, groß wie ein Zimmer. Ob mit Dampf angetrieben oder von Pferden bewegt, lässt sich nicht mehr klären, aber das Gerät spart Zeit und Kraft. Kunden, die genug Geld für diese Dienstleistung haben, müssen das Korn nicht mehr in ihren Tennen vom Getreide schlagen.

Auf dem Gelände der Vogelheims steht außerdem die örtliche Viehwaage, was der Familie eine Art Richterstatus verleiht. Auf ihrem Hof wird alljährlich das Schützenfest gefeiert, in einem immer wieder

aus eingelagerten Holzgerippen gezimmerten Festzelt, Bewirtung aus dem Gasthof. Entlang der Staatschaussee bauen die Vogelheims eine überdachte Kegelbahn. Im Obergeschoss ihres Hauses richten sie Gästezimmer für Handelsreisende und erste «Sommerfrischler» ein. Unter dem Dach ist noch Platz für einen Festsaal, darin eine Bühne, auf der Konzerte gegeben und im Winter, wenn die Feldarbeit ruht, Theaterstücke aufgeführt werden.

«Sonntag den 8. Februar findet im Saale des Herrn Vogelheim zu Cobbenrode eine THEATRALISCHE VORSTELLUNG statt.

Zur Aufführung kommt:  
«Dein Sohn wird mein Rächer sein»  
Schauspiel in drei Aufzügen  
«Wachstuben Abenteuer»  
Militärischer Scherz mit Gesang in 1 Akt.

Nachher  
BALL  
Kasseneröffnung präzise ½ 5 Uhr  
Anfang 5 Uhr  
Es ladet freundlichst ein  
Der Männer-Gesangsverein.»

Noch dazu ist dieser «Herr Vogelheim zu Cobbenrode» als «Auctionator» gefragt, in seinem Saal finden Zwangsversteigerungen statt, wird Hausrat auch «verziehungshalber» oder nach dem Ableben «meistbietend gegen Credit» verkauft. So hinterlässt ein Franz Linto laut Zeitungsannonce «4 Scheffel Aussaat Roggen, 9 Scheffel Aussaat Hafer, 1 ½ Scheffel Gerstkorn, 1 ½ Scheffel Wicken, ½ Scheffel Weizen». Je kleiner die verbliebene Menge, desto größer müssen die Sorgen gewesen sein.

Vater Vogelheim schafft es, über den Schicksalen der anderen zu schweben. Anstatt sie zu erleiden, verwaltet er sie.

Ein Familienmitglied scheint dem Alltag und seinen Beschwerden besonders enthoben zu sein. Es ist der älteste Sohn in der großen Kinderschar der Vogelheims.

Clemens.

Clemens ist vier Jahre jünger als Anna. Zu ihrem Dienstantritt in der Schule ist er sechzehn, gerade alt genug, um nicht mehr von ihr

unterrichtet zu werden. Clemens ist der Dorfprinz. Anstelle des bäuerlichen Dunkels trägt er oft helle Hemden. Auch scheint er der einzige Mann im Ort ohne Bart zu sein. Das ist anfangs seinem Alter geschuldet, wird mit der Zeit aber zu einem Statement unter lauter Kerlen mit Backenbärten, Kinnbärten und Zwirbelbärten, vom Nachbarn bis zum Kaiser.



Ich weiß nicht, wann Anna sich in Clemens verliebt. Aber es ist offensichtlich warum: Sein Selbstbewusstsein und seine Ausstrahlung auf den alten Fotos leuchten bis in unsere Gegenwart. Clemens umgibt die Aura eines Filmschauspielers, und zwar nicht nur desjenigen, der heute einen historischen Charakter übernehmen müsste, sondern der auch als aktueller Held funktionieren würde, ob als Fernsehkommissar, Start-up-Gründer oder Whistleblower, der es mit einem korrupten Konzern oder einem kleptokratischen Staat aufnimmt.

Oder falle ich auf eine Inszenierung herein? Mir liegen mehr Bilder von Clemens als von Anna vor, schon das sagt viel über ihn. Anders als Anna produziert Clemens eine Menge an Erinnerungen, regelmäßig hält jemand seine Erlebnisse fest, denn selbstverständlich besitzen die Vogelheims auch eine Kamera. Clemens muss nicht strammstehen, wenn der Schulfotograf kommt. Nie wird er in Uniform oder während irgendeiner Arbeit abgelichtet, im Kontext von Pflicht oder Unterordnung. Er spielt im Elternhaus Theater. Er trägt die neueste Mode, niemals fadenscheinig, nirgends ausgebessert, nicht daheim genäht, sondern in der weiten Welt bestellt. Und Clemens hat den Bildern zufolge durchweg Freizeit. Er posiert mit einem Fahrrad, fläzt mit Kumpeln auf einer Wiese, prostet mit einem Bierkrug dem Fotografen zu.

Dieser Mann ist mir sofort vertraut, weil ich die Fotomotive und die Gefühle dahinter entschlüsseln kann. Wir erschaffen heute Massen solcher Bilder. Wir konservieren uns selbst überwiegend als urlaubende, genießende, lächelnde Wesen.

Ich am Strand.

Ich beim Sport.

Ich im Restaurant.

Ich mit Freunden.

So, wie vorangegangene Generationen uns angesichts ihrer Bilder als arbeitsam, untertänig und freudlos erscheinen, dürften wir auf die Menschen in einhundert Jahren ziemlich unernst, egozentrisch und verschwenderisch wirken. Je nachdem, in welchem Zustand die Welt sich dann befindet, werden sie uns womöglich dafür beneiden oder es uns übelnehmen.

Wie anders ist das damals! Ressourcen scheinen noch unendlich zu sein, viele sind gerade erst entdeckt. Im Ruhrgebiet wird ein Kohleflöz nach dem anderen erschlossen, in Amerika schießt Öl in Fontänen aus der Erde. Maschinen statt Menschen beginnen Lasten zu tragen, und der Bauers- und Bürgersohn Clemens Vogelheim nimmt sich als einer der Ersten in der Provinz etwas von dem, wovon alle träumen. Prosperität, Unterhaltung, Muße. Nirgends stoße ich auf eine Berufsbezeichnung für ihn. Er wird eine höhere Schule besucht haben oder sogar eine Universität, begegnet mir jedoch ausschließlich als Sohn, Erbe, Nachfolger, Glückskind.

Solche Privilegien können eine Aversion auslösen. Bei Anna führen sie offenbar zu einer Schockverliebtheit. Da ist einer frei von Sorgen. Und wer frei von Sorgen ist, hat Kapazitäten für anderes. Für

Aufmerksamkeit einer Frau gegenüber etwa. Für Charme, für Stil – und für Abenteuer.

Aus ihrem Fenster im Schulhaus kann Anna auf die Staatschaussee blicken und sehen, wie Clemens auf einem Fahrrad die Straße hinab rast. Noch so eine Innovation. Die meisten Fabrikate stammen aus England, viele von Firmen in Coventry. Damals ist das nichts als ein Name, noch sind keine deutschen Bomben auf die Stadt gefallen. Die Hersteller, die manchmal auch Nähmaschinen produzieren, heißen «Swift of Coventry», «Coventry Eagle» und «Starley & Sutton». Die ersten Modelle sind wacklige Hochräder, von Skeptikern und Spöttern «Boneshaker» und «Headbreaker» genannt, Knochenschüttler und Kopfbrecher, weil Stürze zu schlimmen Verletzungen führen. Dann wird eine neue Version eingeführt, ein dreieckiger Diamantrahmen mit zwei gleich großen Rädern. Für diese «Bi-Cycles» suchen die Deutschen eine Weile nach einem eigenen Wort, sagen erst Reitrad, dann Sicherheitsniederrad, schließlich Fahrrad.

Da die Räder industriell gefertigt werden, verbreiten sie sich auch über die neuen Handelsrouten, per Schiff über den Ärmelkanal und weiter entlang der Eisenbahnlinsen durch Deutschland. Von den Endbahnhöfen gelangen sie per Post in die Provinz. Sie werden in Holzkisten transportiert, die Schatztruhen ähneln. Darin liegen auf lockigen Hobelspänen die polierten, glänzenden Einzelteile. Felgen, Lenker, Bremshebel. Sättel aus Leder. Clemens führt dem Dorf alle paar Jahre ein neues Rad vor. Ein frühes, fragiles Modell hat Vollgummireifen und eine Öllampe als Beleuchtung. Wenig später präsentiert Clemens eine Version mit komfortabel federnder Luftbereifung, Preis um die 300 Reichsmark. Das entspricht rund fünf Monatseinkommen eines Normalverdieners.

In den Städten sind die Zeitungen um 1895 voller Annoncen für die neuartigen Gefährte. Die Modellnamen erzählen von Exzellenz und Vorwärtsdrang. Diamant, Wanderer, Express. Die Hammonia-Fahrrad-Fabrik aus Hamburg preist ihre «leichteste Tourenmaschine der Welt», Gewicht zwölf Kilogramm. Der Händler Schulz in Ottensen verspricht beim Kauf eines Triumph-Fahrrades «Gratis-Unterricht vom Kunstmeisterfahrer Herrn RICH. SCHULZ». Die «Fahrräder-Fabrik Schlumprecht» unterhält eine «eigene Radfahrschule» mit einem 10.000 Fuß großen Übungssaal.

Wer einmal gelernt hat, die Balance zu halten, gehört zu den ersten Menschen, die frei von allen Zugfahrplänen Fahrtwind spüren, ohne großen Aufwand Geschwindigkeiten von bis zu 30 Stundenkilometern

erreichen und mit vergleichsweise wenig Anstrengung weite Distanzen zurücklegen. Das Fahrrad bietet Zeitgewinn und Zeitvertreib. Es ist das erste Gefährt, für das ein Individuum kein Zugtier braucht. Es ist reine Mechanik, ein Stück vom Jetzt, vom Morgen. Angewandte Physik, aus Stahl gegossen, verschweißt, gemufft, verschraubt, genietet wie alles Fortschrittliche: Eisenbahnen, Brücken, Zechentürme.

Das Fahrrad wird die Welt verändern, als Freiheitsmaschine, als Revolutionsvehikel. Bald schon verteilen Arbeiter mit seiner Hilfe Flugblätter in den Städten und verbreiten so Streikaufrufe und sozialistische Ideen. Frauen, denen zunächst vom Radfahren abgeraten wird, weil sie breitbeinig auf dem Sattel säßen statt im Damensitz, erstreiten sich ihr Recht auf Vorwärtskommen. Einige legen die schweren viktorianischen Röcke ab und steigen in Pluderhosen. In der amerikanischen Frauenzeitschrift *Godey's* schreibt eine Autorin: «Für die Tochter des 19. Jahrhunderts ist der Besitz eines Fahrrads ihre Unabhängigkeitserklärung.» Einträge in englischen Kirchenbüchern weisen darauf hin, dass mit dem Durchbruch des Fahrrads die Zahl der Hochzeiten zwischen Männern und Frauen aus unterschiedlichen Dörfern sprunghaft ansteigt. Es kommt zu weniger Fällen von Inzest. Im Sommer 1890 radelt ein Leutnant der russischen Armee von Sankt Petersburg nach Paris. Wer Rad fährt, überwindet Grenzen. Staatsgrenzen, soziale Grenzen, Grenzen der Wahrnehmung. Plötzlich suchen Menschen Ausflugsziele, streben in die Natur. In den Wirtshäusern entlang ihrer Routen wird ein neues Getränk erfunden für Gäste, die nach der Bewegung Bierdurst haben, aber noch halbwegs nüchtern den Weg zurück nach Hause finden sollen: das Radler.



In Cobbenrode ist von diesen Umwälzungen anfangs wenig zu spüren. Die Bauern brauchen kein Fahrrad, um zur Arbeit zu kommen. Den meisten Menschen im Dorf fehlen Zeit und Geld für dieses Abenteuer. Umso einzigartiger strahlt Clemens. Er trägt Fahrradkleidung: Schirmmütze, eine eng geknöpfte Jacke und schmal geschnittene Hosen, die nicht in die Kette geraten. Er besitzt sogar eine Hundepeitsche, um die Köter zu verjagen, die ihm unterwegs an die Waden springen. Dazu gründet Clemens einen «Verein Sport», nicht nur für Radtouren, zum Werkeln und Fachsimpeln, sondern als Soziotop für Seinesgleichen. Während ihrer Treffen stellen die Clubmitglieder allerlei Insignien der Bürgerlichkeit zur Schau, aufwendig dokumentieren sie ihre Freizeitfähigkeiten: außer Fahrrädern und Fotokameras präsentieren sie beispielsweise Musikinstrumente und Gesellschaftsspiele. Sie zelebrieren Müßiggang und Lebenslust, während ihre Nachbarn von Feldarbeit, Handwerk und Bergbau zermürbt werden. Eine bewusste Provokation? Oder bloß jugendlicher Übermut?

Eine Weile dachte ich, Anna sei Teil der Gruppe gewesen. Ich glaubte, sie auf Fotos zu erkennen. Bis jemand mir sagte, bei der Frau auf mehreren Bildern, die Anna ähnelt, handele es sich um Clemens' Schwester. Die klassische Verwechslungsfalle, in die wir beim

Betrachten historischer Gestalten leicht geraten. So spricht wenig dafür, dass sich Anna, die Lehrerin im dunklen Kleid, ebenfalls auf ein Fahrrad schwingt. Aber ich bin sicher, dass sie Clemens eher bewundert als belächelt, wenn er unter ihrem Fenster die Staatschaussee entlangrast, auf knirschendem Schotter, in Wolken aus Staub. Da ist jemand, der in die Zukunft strebt. Und in diesem Rennen liegt er ganz vorne.

Auch in Cobbenrode führt Anna ein Poesiealbum, ihr zweites, in roten Samt eingeschlagen. Sie hat es noch in Steyl begonnen und aus der Schulzeit ins Lehrerdasein überführt.

Anna muss noch einmal in Horn gewesen sein. In ihrem Geburtsort hinterlässt ein Anton ihr den frommen Rat: «Vom Kreuze allein fließet Dir Trost in die Seele hinein.»

Ein Ferdinand aus Lippspringe ruft ihr nach: «Ich will nicht verzagen, ich glaube an Liebe.»

Eine Lehrerkollegin trägt sich ein, Elise aus Oedingen, von Cobbenrode aus fünf Kilometer die Chaussee hinauf in Richtung Köln.

Annas Vorgesetzter Luhmann schreibt in roter Korrekturtinte:

«Drücket Dich des Amtes Schwüle,  
Überlass Dich nicht der Ruh.  
Warte bis zur Abend Kühle  
Fröhlicher wirst Du,  
Und der milde Hauch der Nacht  
Dich dann ganz zufrieden macht,  
Schaff' drum immerzu!

Lass Dein Sorgen, lass Dein Bangen!  
Wenn bei aller Müh'  
Du das Ziel nicht kannst erlangen,  
Harr' aus spät und früh!  
Denn nur wahre Treu allein  
Führet Dich zum Himmel ein  
Und Gott lohnet sie!»

Im März 1891 gelangt Annas Album ins Haus der Vogelheims. Die Tochter Therese schreibt einen Gruß, womöglich nur als Mittlerin zwischen zwei Verliebten. Denn drei Tage später liegt das Buch in Clemens' Händen. Er ist zu dem Zeitpunkt zwanzig Jahre alt, Anna vierundzwanzig. Clemens malt seinen Namen in Annas Album, allen

Buchstaben ist die Mühe anzusehen, die er sich macht. Mit jedem einzelnen ließe sich eine mittelalterliche Bibel beginnen, er hat sie wie prächtige Initiale gezeichnet, mit Linien schraffiert und mit Schatten unterlegt.

Seine eigentliche Botschaft lässt Clemens verschlüsselt zurück, es sind einige Zeilen in Geheimschrift. Rundliche, wurmige Zeichen, wie wahllos hingestreut. Es handelt sich um eine alte stenografische Schrift. Offenbar kennt Clemens Anna gut genug, um zu wissen, dass sie seine Botschaft dechiffrieren kann – und geht zugleich davon aus, dass dies sonst niemandem gelingt. Da scheinen sich zwei ihrer kulturellen Werkzeuge und ihrer Besonderheit bewusst zu sein.

Clemens zitiert Heinrich Heine:

«Du bist wie eine Blume,  
So hold und schön und rein;  
Ich schau' dich an, und Wehmuth  
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände  
Auf's Haupt dir legen sollt',  
Betend, daß Gott dich erhalte  
So rein und schön und hold.»

Anstelle der üblichen Gottesfürchtigkeiten und Tugendappelle schreibt Clemens Anna eine Liebeserklärung, die gleichermaßen von unerfüllter Leidenschaft erzählt. Eine Intimität, die nur die beiden etwas angeht und doch darüber hinauswirkt. Denn gerade die Verschlüsselung, die Clemens für seine Worte wählt, wird denen, die Annas Album anschließend erhalten, viel verraten.

Zwar leuchtet Anna nicht, wie Clemens leuchtet. Als Dorflehrerin stellt sie eher eine spröde, strafende Autorität dar, scheint eine Verfechterin von Verboten zu sein, fast das Gegenteil des experimentierfreudigen Clemens. Aber er, der begehrteste Junggeselle im Dorf, ein schöner Kerl, dazu eine menschengewordene Lebensversicherung, gesteht ihr seine Liebe. Dieser aufregende Mann muss vom Üblichen um ihn herum gelangweilt sein. Anna hat eine andere Geschichte als die Mädchen von den umliegenden Höfen. Sie kann von Abenteuern außer Landes erzählen. Vermutlich begegnen sich in Clemens und ihr zwei weltgewandte Seelen. Sie wurde in die Ferne geschickt, zu ihm kommt die Ferne per Post. Anna hat einen Bruder in Übersee, Clemens kann über den Atlantik telegraphieren.

Das ist nicht dasselbe, aber es gibt eine Schnittmenge. Die ist groß genug, dass sich etwas entspinnt zwischen Anna, der Zugewanderten, und Clemens, dem Freigeist. Eine Frau und ein Mann, die sich aufgrund ihrer Einzigartigkeit im Dorf vermutlich jeweils allein fühlen, finden zusammen. Die beiden haben Worte füreinander. Sie verstehen, wovon der andere redet. Sie wissen um die Möglichkeiten ihrer Zeit.

Obwohl all das schlüssig klingt, muss es nichts heißen. Denn natürlich ist es übergriffig, mit einem Jahrhundert Zeitverzug die Zuneigung zwischen Anna und Clemens durch Schnittmengen zu erklären, ihre Gefühle füreinander rational herzuleiten, als bräuchte es eine Rechtfertigung. Es ist, wie es ist. Es ist, was es ist. Anna, vierundzwanzig, liebt Clemens, zwanzig. Und Clemens, zwanzig, liebt Anna, vierundzwanzig. Menschen finden zueinander, Liebe ist eine der wenigen Konstanten der Weltgeschichte. Neid und Geschwätz sind es auch.

So bleibt in Cobbenrode Gerede nicht aus: Die Lehrerin und der Kaufmannssohn! Der Dorfprinz und die Fremde! Die Neue mit dem Spross der Alteingesessenen!

Es gibt allerlei Einwände, vor allem im wohlhabenden Haus an der Chaussee. Sie könnten so geklungen haben: Diese Frau mag katholisch getauft und gebildet sein, frisches Blut ins Dorf tragen – doch materiell brächte sie nichts in die Familie ein.

Als Lehrerin verdient Anna etwa 800 Mark im Jahr, ähnlich wie ein Industriearbeiter. Der Grundstock ihres Gehalts wird aus einem Staatsfonds finanziert. Einen weiteren, flexiblen Teil erhält sie aus der Gemeindekasse. Cobbenrode ist arm und zahlt wenig. Dazu wird Anna von ihrem Lohn noch der Gegenwert ihrer Dienstwohnung wieder abgezogen.

In den Augen der Vogelheims ist diese Frau nicht von ihrem Stand. Sie hat keinen Hof, kein Land, nicht einmal eine Kuh. Ihre Familie in Horn hat ja alles verloren. Eine Braut für Clemens müsste in einem gut gefüllten Brautwagen vorfahren, der in den Besitz der Vogelheims überginge. Ein blumengeschmücktes Pferdegespann mit Aussteuer: Schwein, Kuh, Hühner, Möbel, Geschirr, Leinen.

Nahezu jedes Mädchen im Dorf wäre eine bessere Partie als Anna, die Frau aus der Dachkammer, noch dazu älter als der eigene Sohn. Er soll sich mal nicht verrennen. Clemens' Eltern wünschen sich eine Bauerstochter, mit deren Zutun sich ihr lokales Imperium weiter vergrößern ließe. Da denken neureiche Bürger ähnlich wie alte

Aristokraten. Also legen die Vogelheims ihr Veto ein.

• • •

Nicht nur der Familie Vogelheim missfällt die Liebe von Anna und Clemens. Auch der Staat hat Einwände. Er hat sie in Gesetzesform gegossen, nicht lange bevor beide sich kennenlernten. Nun ist da ein Satz, der Anna das Leben eng macht.

*Centralblatt für die gesamte Unterrichts-Verwaltung in Preußen*, Jahrgang 1880, Seite 662, Erlass Nr. 145:

«Ich bin damit einverstanden, daß bei der Berufung von Lehrerinnen in die Anstellungsurkunden eine Klausel aufgenommen werde, durch welche die Anstellung nur als so lange zu Recht bestehend bezeichnet wird, als die Berufenen unverheirathet bleiben.

Der Minister der geistlichen Angelegenheiten  
von Puttkamer»

Dieser eine Erlass, formuliert in der 1. Person Singular eines Mannes, abgefasst in «Ich bin damit einverstanden»-Generosität, ist in der Masse an Gesetzen, Verordnungen und Novellen, die die preußische Regierung hinterlassen hat, schnell überblättert. Anna raubt er Entscheidungsfreiheit und Entfaltungsmöglichkeiten.

Eine Lehrerin wie sie darf nicht heiraten. Heiratet sie doch, muss sie ihren Beruf aufgeben.

Es verrät auch einiges über unser Jetzt, dass wir Erlass Nr. 145, umgangssprachlich «Lehrerinnen-Zölibat» genannt, nach wie vor leicht dechiffrieren können: Frauen wird nicht zugetraut, Arbeit und Familie zugleich zu meistern – und von Männern wird es gar nicht erst erwartet. Preußen zahlt seinen Lehrern damals höhere Gehälter als Lehrerinnen und begründet das auch damit, dass Männer entweder eine Haushälterin zu bezahlen oder Frau und Kinder zu versorgen haben.

In Annas frühen Dienstjahren kommen auf eine Lehrerin etwa neun Lehrer. Die wissen ihre Privilegien zu verteidigen. In den Städten, wo in größeren Schulkollegien mehrere Pädagoginnen aufeinandertreffen, schließen sich unverheiratete Lehrerinnen häufig zusammen und bilden Wohn- und Lebensgemeinschaften. Das bringt

sie bei Konservativen erst recht in Verruf.

Auf dem Dorf bleibt Anna allein mit beruflichen Nöten, mit ihren Gefühlen für Clemens und ohne ein Recht auf persönliche Entfaltung.

1892

In New York nehmen Beamte auf der Immigrantinsel Ellis Island ihre Arbeit auf.

In München spaltet sich eine «Secession» progressiver Maler aus dem staatlich kontrollierten Kunstbetrieb ab, unter ihnen Max Liebermann und Lovis Corinth.

In Horn stirbt Annas Mutter.

1893

Um Eisenbahnfahrpläne koordinieren zu können, erklärt das Deutsche Kaiserreich die Mitteleuropäische Zeit zur einheitlichen Uhrzeit im gesamten Staatsgebiet, von Aachen bis Königsberg.

Der Ingenieur Rudolf Diesel erhält ein Patent auf «Arbeitsverfahren und Ausführungsart für Verbrennungskraftmaschinen».

Der Schriftsteller Karl May veröffentlicht eine dreibändige Romanreihe: *Winnetou I, II, III*.

1894

In London wird die Tower Bridge für den Verkehr freigegeben.

In Berlin gründet sich der Bund Deutscher Frauenvereine. Erste Vorsitzende wird Auguste Schmidt, eine Lehrerin.

In Cobbenrode beschließt der Schulvorstand, ein Wasserrohr zum Schulhaus verlegen zu lassen, weil der Brunnen andauernd trockenfällt. Die Leitung wird elf Jahre später angeschlossen werden.

Regelmäßig tagt im Dorf der Schulvorstand. Der setzt sich zusammen aus Pfarrer, Ortsvorsteher und drei weiteren Männern. Sie entscheiden über frische Wandfarben, neue Tapeten und funktionierende Toiletten. In ihren Sitzungsprotokollen wird Anna kein einziges Mal als Teilnehmerin aufgeführt. Nie ist namentlich von ihr die Rede. Nur hin und wieder steht da etwas von einer «Lehrerin», deren Wohnung es zu renovieren gilt.

Womit könnte Anna nach Schulschluss ihre Tage füllen? Versucht sie, Clemens aus dem Weg zu gehen? Findet sie Freiräume in der Beengtheit von Dorf und Gesetzen?

Als Lehrerin hat Anna eine alleinstehende Frau zu bleiben – und für eine alleinstehende Frau gibt es in der Öffentlichkeit kaum Aufenthaltsorte. Nicht im Gasthof, nicht beim Tanz, nicht während des Schützenfestes. Jedenfalls gilt dort: «Jede Frauensperson, Dame, welche keinen Angehörigen als ordentliches Mitglied beim Verein hat, muß per Tag 50 Pfennige Eintrittsgeld zahlen.» Feiertage und Feste strukturieren das Jahr und das Miteinander. Begegnungen und Anbahnungen werden oft in festen Bräuchen orchestriert. Anna, neumodisch berufstätig, passt da schlecht hinein. Schon als ledige Frau müsste sie zahllose Grundsätze beachten. Als Lehrerin und Autorität darf sie erst recht keine Fehler begehen. Eine Respektsperson muss Vorbild sein, in der Kleiderwahl, in der Ausdrucksweise, im Verhalten.

Möglich, dass an den Biertischen die Gespräche ersterben, sobald Anna das Grundstück der Vogelheims betritt, weil sie beschlossen hat, wie alle anderen zum Schützenfest zu gehen.

Denkbar, dass sie gerade an jenen Tagen, an denen im Dorf fröhliches Treiben herrscht, in ihrer Wohnung ausharrt; der Lärm und die Musik aus dem Festzelt als höhnische Geräuschkulisse.

Ich hoffe, dass Anna – trotz großer Handschrift – hin und wieder Besuch älterer Schülerinnen bekommt, die in ihr eine Vertraute sehen, der sie in der Wohnung oder auf Spaziergängen Fragen stellen können, auf die sie zu Hause keine Antwort erhalten.

Ich fürchte allerdings, dass Anna gerade den Frauen im Dorf suspekt bleibt. Als Lehrerin ist sie eher eine Frau des Wortes als der Tat. In den Augen der anderen gebildet, aber weltfremd. Sie mag mehr wissen als alle, kennt aber deren Sorgen nicht. Sie mag die Kinder morgens mit Bildung füttern, muss sie abends aber nicht sattkriegen. Und nachts eines Mannes erwehren muss sie sich auch nicht.

Die Personalakten junger Lehrerinnen aus Annas Jahrhundert sind voller Kündigungen und Anträge auf Versetzung in größere Städte. Raus aus der Isolation, aus der sozialen Kontrolle der Dörfer. Diese Frauen wissen: Halten sie an ihrem Beruf fest, können sie sich nur geographisch verändern, nicht hierarchisch. Denn befördert werden junge Lehrerinnen nicht. Sie bleiben für immer das Fräulein Lehrerin, an dem männliche Kollegen vorbeiziehen. Noch in den 1930er Jahren wird der Autor des Buches *Die Frau im Lebensraume des Mannes*, ein Botaniker, behaupten: «Es mögen unter den Lehrerinnen gewiß auch große Talente sein, aber zur geistigen Führung und Leitung gebildeter

Männer gehört mehr.»

Anna kündigt nicht. Sie zieht auch nicht fort. Es scheint, als wolle sie erfüllen, was die Mutter ihr aufgetragen hat.

Eine meiner Cousinen bewahrt bis heute ein Erbstück von Anna auf. Es ist ein Stück Stoff. Darin hat Anna, die Hausarbeitslehrerin, verschiedene Stickmuster hinterlassen. Hardanger-Sterne und Lochmuster, Blumenranken und ihre Initialen. Auf einem Flohmarkt stünde so eine Stickerei für Biederkeit. Handarbeit, erschaffen von einer braven Frau. Für mich erzählt das Tuch von Durchhaltewillen und Trotz. Anna bleibt und wartet ab.

1895

In Cobbenrode beschließt der Schulvorstand: «Es soll für die Lehrerinnen-Wohnung eine Kochmaschine beschafft werden.»

In einem Berliner Varieté projizieren die Brüder Max und Emil Skladanowsky bewegte Bilder auf eine Wand. Es handelt sich um die erste öffentliche Filmvorführung der Geschichte.

Im Physikalischen Institut der Universität Würzburg entdeckt der Hochschullehrer Wilhelm Conrad Röntgen eine bis dahin unsichtbare Strahlung.

Der Kaiser eröffnet den Kanal zwischen Nord- und Ostsee.

1896

Athen feiert die ersten Olympischen Spiele der Neuzeit.

In Kanada, an einem Bach namens Bonanza, stößt ein Mann mit indigenen Vorfahren auf Gold. Die Nachricht löst den größten Goldrausch in der Geschichte Nordamerikas aus. Über 100.000 Männer strömen in die Wälder, unter ihnen der 20-jährige Jack London, der seine Erlebnisse anschließend in Büchern verarbeitet.

In Cobbenrode wird Anna dreißig. Ich habe keine Idee, ob sie ihren Geburtstag feiert. Und falls sie es tut: wo, wie, mit wem.

Ich weiß noch nicht einmal, was ich Anna nachträglich wünschen soll, mit welchen erdachten Erlebnissen ich ihr durch die Zeit helfen könnte. In ihrem Heimatort Horn konnte ich eine zugewandte große Schwester für Anna finden, im Kloster von Steyl eine Freundin. Aber jetzt? Das Dorf ist zu klein, um sich unbeobachtet mit Clemens zu treffen – und zu eng, um ihm auszuweichen. Anna wird ihm in der Post begegnen und ihn in der Kirche sehen, wo «unkeuschen» Frauen

die Kommunion verweigert wird. Die müssen vor aller Augen in den Bänken sitzen bleiben.

Im Schulhaus wohnt der Lehrer Luhmann direkt unter Anna, nur eine Holzbalkendecke trennt sie von ihrem Vorgesetzten. Sie kann sich keinen Skandal erlauben. Jede Affäre mit Clemens wäre eine Gefahr für ihre Anstellung und damit für ihre Liebe. Jeder Verzicht darauf allerdings auch. Wie lange kann man sich treu bleiben in einer Nicht-Beziehung? Mir fehlt jede Vorstellung, wie die zwei das bewerkstelligen: beieinander zu sein, ohne Regeln zu verletzen.

Manchmal lasse ich sie entlang der Felder flanieren, weithin sichtbar für alle. Clemens schiebt sein Rad, Anna geht mit Abstand neben ihm her.

Manchmal lasse ich sie sonntags nach der Messe im Kreis von Freunden beieinanderstehen.

Manchmal lasse ich sie Briefe schreiben, die sie nicht von der Post befördern lassen. Denn die Post, das ist Clemens' Vater.

Manchmal lasse ich sie heimlich in eine Stadt reisen, nach Köln, Dortmund, wenigstens Meschede, immer zeitversetzt, möglichst unverfänglich, weil die Kutsche vor Clemens' Elternhaus abfährt.

Manchmal lasse ich sie im Wald verschwinden.

Anschließend verwerfe ich alles.

Anna und Clemens teilen ein Schicksal, doch in diesem Schicksal sind sie nicht gleich. Sie, die Lehrerin, hat kaum Optionen, der Lage zu entkommen. Er, der begüterte Spross eines Geschäftshauses, hätte viele. Und ähnlich entschlossen, wie Clemens' Eltern ihren Sohn von Anna fernhalten, dürften sie ihn mit anderen Töchtern zu verkuppeln versuchen. An Nachfrage kann es nicht mangeln.

Aber Clemens heiratet nicht.

So vergehen die Jahre.

Clemens lernt beim Vater das Postwesen.

Anna lehrt in der Schule.

*Der sinnliche und sittliche Anschauungsunterricht für die Mittelklassen der Volksschule, Essen 1876, Seite 195:*

«Thu' nichts Böses, thu' es nicht! Weißt du, Gottes Angesicht schaut vom Himmel auf die Seinen, auf die Großen, auf die Kleinen, und die Nacht ist vor ihm Licht!»

*Deutscher Kinderfreund – Lesebuch für einfache Schulverhältnisse,*  
Neuwied & Leipzig 1881, Seite 125:

«Jeder Tag, ist er vergebens,  
ist im Buche meines Lebens  
nichts.»

1897

Hamburg weiht sein neues Rathaus ein. Dessen Turm nimmt es mit denen der umstehenden Kirchen auf.

In Wien beginnt sich ein Riesenrad zu drehen.

In den Vereinigten Staaten lässt der Arzt John Harvey Kellogg seinen Patienten «Cornflakes» aus getrocknetem Mais servieren. Das übliche Frühstück aus Haferbrei, Eiern und Speck hält er für zu fettig.

1898

Der Reichstag verabschiedet ein Flottengesetz. Es ermöglicht den Bau großer Schlachtschiffe. Ein Wettüben mit der See- und Kolonialmacht Großbritannien beginnt.

Mit China schließt das Deutsche Reich einen Pachtvertrag über eine Halbinsel an der chinesischen Ostküste ab, Verwaltungssitz wird die Stadt Tsingtau.

In Cobbenrode weist der Schulvorstand die Bitte der Lehrkräfte um «Versetzung in die II. Gehaltsgruppe (1200 Mark bzw. 900 Mark Grundgehalt, bzw. 140 resp. 100 Mark Alterszulage)» ab.

Wieder kommt der Schulfotograf. Auf dem Bild, das von dem Termin geblieben ist, haben sich 29 Mädchen in Kleidern mit Spitzenkragen aufgereiht. Viele schauen bedrückter als üblich, als spiegelten ihre Gesichter eine besonders düstere Atmosphäre in der Schule oder im Ort. Neben den Kindern stehen der Pfarrer mit seinem Nussknackergesicht und eine Frau, in der Anna kaum wiederzuerkennen ist. Der Blick hart, das Haar dünn, die Haut bestenfalls nur wegen des gealterten Fotopapiers fleckig. Ganz offensichtlich drückt sie des Amtes Schwüle, um es mit den Worten ihres Kollegen Luhmann zu sagen.



Das schreibe ich nicht, weil Anna irgendeinem Schönheitsideal genügen müsste, keinem von damals und keinem von heute. Sondern weil sie mal ein Mädchen war, das Angst vor einem Buckel hatte.

Auf dem Foto ist Anna zweiunddreißig. Die Zahl wirkt wie etwas Greifbares für uns nachfolgende Generationen. Sie erscheint als Fixpunkt, an den wir uns begeben können, um von dort aus Annas Denken und Fühlen zu ermessen. Wir irren. Im Alter von zweiunddreißig ist zu Annas Zeit das halbe Leben vergangen. Dazu ist Anna zweiunddreißig in einer anderen Welt, leiser und leerer. Noch erreichen keine Radiowellen ihr Dorf. Noch wird Musik nur öffentlich gespielt. Noch ist es unmöglich, sich mit einem persönlichen Soundtrack zu umhüllen. Da sind keine Beatles, die Anna in ihrem Kummer auffangen. Keine Rolling Stones, in deren Songs sie ihre Wut legen könnte. Kein Pop, kein Rock, kein Punk, kein Rap. Da sind keine Filme, in denen sich Anna wiederfindet oder verliert, kein *Vom Winde verweht*, kein *Notting Hill*, kein *Dirty Dancing*. Kein Kino, kein Fernsehen, kein Streaming. Da ist keine Anleitung zum Aufbegehren, kein Aufruf zur Flucht, kein kultureller Trost und nachts nicht einmal elektrisches Licht.

Ich beschließe, dass Clemens Anna eines Abends aus ihrer Kammer abholt und zum Schützenfest geleitet. Ich lasse beide tanzen, lachen, schwitzen und die Kapelle am Ende einen langsamen Walzer spielen.

Ich entscheide, dass Anna im Ballsaal der Vogelheims erscheint. Dort führen Clemens und seine Theaterfreunde im Schein von Petroleumlampen *Genoveva* auf, eine Tragödie in fünf Akten,

geschrieben von Friedrich Hebbel, auf einer mittelalterlichen Sage beruhend:

Der Pfalzgraf Siegfried zieht in den Krieg gegen die Sarazenen. Seine Burg und seine Frau Geneveva vertraut er dem Statthalter Golo an. Der bedrängt sie. Geneveva weist ihn zurück. Aus Rache schreibt Golo an Siegfried, Geneveva sei schwanger und betrüge ihn mit dem Koch. Tatsächlich stammt das Kind vom Grafen selbst, gezeugt in der Nacht vor dem Abschied. Das Komplott führt zu Genevevas Verbannung: Ein Jäger soll sie in den Wald führen und töten, aber er bringt den Mord nicht übers Herz. In der Wildnis gebiert Geneveva einen Sohn und zieht ihn mit Hilfe einer weißen Hirschkuh auf. Sieben Jahre später ist Siegfried zurück und begegnet während der Jagd seiner Frau und seinem Kind. Er braucht, um zu verstehen, beklagt die verlorene Zeit, aber Geneveva formuliert am Ende Trost: «Ich habe viel gelitten, es ist wahr, doch dieser Augenblick macht alles gut!»

Wie sehr wäre Anna die Rolle der Geneveva zu gönnen, eine Flucht ins Spiel, für einen Abend.

Sie ist auf keinem der Bilder der Theatergruppe zu finden.

*Lesebuch für Mittel-Klassen in katholischen Elementarschulen*, Münster 1899, Seite 178:

«Es pocht dein Herz den ganzen Tag;  
was es nur wünschen und wollen mag?  
Es pocht dein Herz die ganze Nacht;  
hast du, mein Kind, das schon bedacht?  
So lange schon pocht's, oft laut, oft still;  
und fragst nicht, was das Herzchen will?»

1899

In Karlsruhe formiert sich der Verein für Deutsche Schäferhunde.  
In Annas Wohnung erhalten Türen und Fenster einen neuen Anstrich.

1900

Über dem Bodensee schwebt das «Starrluftschiff LZ1» des Grafen Zeppelin.

In einer Leipziger Gaststätte gründen 36 Männer den Deutschen Fußball-Bund.

Das Großherzogtum Baden lässt als erstes deutsches Land Frauen uneingeschränkt zum Hochschulstudium zu.

Überall Bewegung, Aufbruch, aber Annas Leben steht. Ein neues Jahrhundert bricht an, doch in Cobbenrode rotiert die Zeit: In jeder Neujahrsnacht ziehen die Männer singend durchs Dorf. Am 6. Januar folgt der Dreikönigstag. 40 Tage nach Weihnachten, an Maria Lichtmess, räumen die Menschen die Krippen aus ihren Stuben. Jeden Fastnachtsdienstag trifft sich die Gemeinde und isst gemeinsam Mettwürste, Eier, Kartoffeln und Sauerkraut. Zwischen Gründonnerstag und Karsamstag schweigen die Kirchenglocken. Am Ostersonntag werden die Häuser mit Weihwasser gesegnet, nachmittags stellen die Dorfbewohner an den Ecken ihrer Äcker Palmkreuze auf. Eine Woche später Erstkommunion. Zu Christi Himmelfahrt Prozession über die Felder. Dann Pfingsten. Zu Fronleichnam Schützenfest. Jeden 15. August Kräuterweihe, Tee für den Winter, auch für krankes Vieh. Im Herbst Ernte, Kartoffelferien, Schlachtzeit. Erntedank. Allerheiligen. Sankt Martin. Am 4. Dezember, zu Sankt Barbara, werden in den Gärten Kirschzweige geschnitten. Sie blühen zu Weihnachten.

Jahr für Jahr werden in Cobbenrode Hochzeiten gefeiert, mal vier, mal fünf, mal sechs. Die meisten Brautpaare sind in ihren Zwanzigern. Johann und Elisabeth, Franz und Josephina, Theodor und Maria. Anna sieht ehemalige Schülerinnen und Schüler vor den Altar treten. Frauen, die sie als Mädchen kannte, werden schwanger. Ihnen wird geraten, sich vor dem Anblick «missgestalteter Menschen» zu hüten, um nicht selbst ein Kind mit Behinderung zu gebären. Schlägt ihnen beim Melken die Kuh mit dem Schwanz ins Auge, drohe ihr Baby blind zu werden. Zahnschmerzen sind mit Hausmitteln zu behandeln, weil der Glaube gilt, dass ein der werdenden Mutter gezogener Zahn beim Ungeborenen eine Hasenscharte verursachen könne.

Zur Jahrhundertwende liegt die Säuglingssterblichkeit in Deutschland um die 20 Prozent. Setzen bei schwangeren Frauen die Wehen ein, zünden die Menschen in Westfalen in ihren Häusern Kerzen vor Heiligenbildern an. Kommt ein Kind lebendig zur Welt, dürfen zwischen Geburt und Taufe keinesfalls zwei Freitage liegen.

Ein Gedicht:

«Wieg und Sarg! Wie nah steh'n oft die beiden!  
Betend denkt die Mutter auch daran,

Mit dem Angekomm'nen gleich zu scheiden.»

1901

In Stockholm werden die ersten Nobelpreise verliehen.

München erhält ein öffentliches Hallenbad.

In Berlin berät eine Orthographische Konferenz über «die Einheitlichkeit der deutschen Rechtschreibung», mit dabei ist der Gymnasiallehrer Konrad Duden.

In Elberfeld, nicht weit von Cobbenrode, wird der erste Abschnitt einer Schwebebahn in Betrieb genommen.

1902

Die Zeitung *New York Herald* druckt einen Comic.

In der Hafenstadt Batumi am Schwarzen Meer verhaften Sicherheitskräfte nach Arbeiterprotesten den jungen Bolschewiken Jossif Wissarionowitsch Dschugaschwili. Er wird in Russlands Osten deportiert und als Stalin wiederkommen.

In Cobbenrode stirbt Vater Vogelheim.

• • •

Der Patriarch aus dem Backsteinbau an der Staatschaussee hinterlässt ein Testament. Darin erklärt er Clemens, dem er die Ehe mit Anna verbot, zum Haupterben und erteilt ihm mehrere Aufträge. Er muss der Mutter Wohnrecht gewähren. Er soll den jüngeren Brüdern und Schwestern «eineinhalb Jahr nach meinem Tode» jeweils mehrere tausend Mark auszahlen, den ledigen Schwestern dazu «bei ihrer Verheiratung einen Brautwagen im Werte von Sechshundert Mark» zur Verfügung stellen.

Clemens selbst erbt das Haus, das Land, die Post, den Gasthof. Der Dorfprinz steigt zum König auf.

Fünf Monate nach dem Tod des Patriarchen unterrichtet Anna zum letzten Mal. Es ist der 15. Oktober 1902, ein Mittwoch. An diesem Tag habe sie sich vom Dienst «abgemeldet», steht in der Schulchronik, «bis zu diesem Tage erhielt sie auch ihr Gehalt». Auf Anna folgt eine Josephine. Worte des Dankes, Hinweise auf ein Abschiedsgeschenk oder eine Feier finden sich in den ansonsten ausführlichen Sitzungsprotokollen des Schulvorstandes nicht. Als Anna nach 15 Jahren geht, verliert sie alle Pensionsansprüche.

Anna und Clemens verloben sich. Eine meiner Tanten trägt heute ihren Ring. Rotgold, innen eine Gravur. «C. V. 1902».

Leicht ließe sich sagen, es sei das Gegenteil von Emanzipation, als Frau den Beruf aufzugeben und sich an einen vermögenden Mann zu binden. Aber Anna bricht mit so vielem. Sie muss nicht nur ihre Dienstwohnung im Schulhaus räumen. Sie verlässt alle ihr bis dahin zugeschriebenen Funktionen. Sie erfüllt nicht den Auftrag ihrer Mutter. Sie enttäuscht die Hoffnungen des Vikars. Sie überwindet die Regeln, die ihr im Kloster von Steyl gelehrt wurden. In einem Akt der Selbstermächtigung emanzipiert sie sich von den Idealen der «Reinheit», «Keuschheit» und «Jungfräulichkeit». Sie entscheidet sich für eine Art zu leben, die für sie als Lehrerin «Sünde» gewesen wäre. Für eine Frau weit in den Dreißigern ist das nicht ohne Risiko.

Anna und Clemens heiraten am 4. Juli 1903. Da ist sie siebenunddreißig, er dreiunddreißig.

Ich wünsche ihnen, dass ein Fotograf dabei ist.

Ich wünsche ihnen eine volle Kirche.

Ich wünsche ihnen ein großes Fest.

Ich habe nur Wetterdaten. Es ist ein Samstag. Die Wetterstation im nahegelegenen Arnsberg zeichnet eine Höchsttemperatur von 21,5 Grad Celsius auf. Null Millimeter Niederschlag. Die Sonne scheint. Sommer.

Zwölf Jahre sind vergangen, seit sich Clemens in Annas Poesiealbum eintrug.

Zwölf Jahre. Das schreibt sich schnell hin. Zwölf Jahre lassen sich leicht behaupten, aber kaum ermessen.

Zwölf Jahre. Das ist fast zweimal die Wartezeit Genovevas im Wald. Das ist länger, als Homer seinen Helden Odysseus über die Meere irren lässt. Das übertrifft bei weitem das Drama, das Shakespeare Romeo und Julia in Verona durchleiden lässt.

Zwölf Jahre. Das ist mehr als die Summe der beiden Exile Napoleons auf Elba und St. Helena. Das geht über die Verbannung des russischen Schriftstellers Fjodor Dostojewski nach Sibirien hinaus. Das deckt sich in etwa mit Flucht und Aufenthalt der schottischen Kindskönigin Maria Stuart in Frankreich.

Zwölf Jahre. In dieser Spanne hätten die Römer eineinhalb Kolosseum gebaut. Die Franzosen sechs Eiffeltürme errichtet. Und die Schweizer sich nach Fertigstellung des Gotthardtunnels zwei Jahre ausruhen können.

Zwölf Jahre. Um den Atlantik zu überqueren, soll Christoph Kolumbus 70 Tage gebraucht haben. Die erste nachgewiesene Weltumsegelung der Menschheitsgeschichte, begonnen von Ferdinand Magellan und beendet von einem einzigen Schiff seiner anfänglich großen Flotte, war nach knapp drei Jahren vollbracht. Alexander von Humboldts Expeditionen durch Lateinamerika erstreckten sich über fünf Jahre.

Zwölf Jahre. Das sind zwölf Winter, zwölf Frühlinge, zwölf Sommer, zwölf Herbste. Das sind ungewohnte Plurale.

Zwölf Jahre. Ich hoffe, dass der Pfarrer – zugleich Vorsitzender des Schulvereines – Worte dafür findet. Ich glaube, dass Anna feste Blicke mit ihrer Trauzeugin tauscht, einer Freundin aus ihrem Geburtsort. Ich bin sicher, dass die Hochzeitsgesellschaft anschließend im Gasthof zur Post feiert. Anna mittendrin.

Im Obergeschoss bezieht das Brautpaar Zimmer Nummer 3 direkt über dem Schankraum. Die Fenster öffnen sich zur Chaussee. Der Blick fällt auf Kutschhalt und Kirche. Zimmer Nummer 3 ist so etwas wie die Loge von Cobbenrode.

Endlich ein Paar. Endlich beisammen. Endlich erwachsen.

Anna und Clemens stürzen sich ins Leben. Sie eignen sich das Haus und die Geschäfte an, unterstützt durch Personal, von dem nicht mal mehr Konturen erhalten sind. Die beiden übernehmen die Gastwirtschaft, die Küche, die Ställe, den Gärkeller, die Kegelbahn, die Räucherammer, den Postschalter. Sie beugen sich über Bestellbögen für Schreibwaren, Mode und Düngemittel. Sie füttern die Postpferde, sortieren Briefe, bestücken die Kutsche, verkaufen Fahrkarten, bedienen den Telegraphen. Anna arbeitet sich ein. Die einstige Lehrerin lernt wieder. Zugleich ist sie frei. Sie begegnet Clemens zu allen Tages- und Nachtzeiten, und nie stellt das einen Regelbruch dar. Beide sitzen morgens beim Frühstück zusammen und löschen abends gemeinsam das Licht. Sie werden Pläne haben, eine Vorstellung von sich in der Zukunft.

Dem Juli folgt der August, dem August der September. Auf den Feldern beginnt die Ernte, die Bauern schneiden Getreide und holen die Garben vom Feld, Clemens hat in der Drescherei zu tun, an der rüttelnden, knirschenden, vibrierenden Maschine aus lauter Riemen und Rädern.

Da gellt ein Schmerzensschrei durchs Dorf.

• • •

«Jesus! Maria! Joseph! Clemens!

Zum christlich-frommen Andenken  
an den  
Kaufmann und Gastwirt

CLEMENS VOGELHEIM,

welcher am 1. Oktober 1903 im kath. Krankenhause in Bochum  
infolge schwerer Lungen- und Rippenfellentzündung sanft im Herrn  
entschlafen ist.

Geboren am 28. Juni 1870 zu Cobbenrode, wurde der Verstorbene  
nach kaum zwölfwöchentlicher überaus glücklicher Ehe durch einen  
leider allzufrühen Tod seiner Gattin, seiner treusorgenden Mutter und  
seinen übrigen Angehörigen entrissen.»

Clemens wurde der Brustkorb aufgerissen, von einem Metallstift, der  
zwei Antriebsriemen der Dreschmaschine verband. Der Familie  
gelingt es noch, ihn ins Ruhrgebiet zu transportieren, nach Bochum.  
In der rußschwarzen und gleichzeitig dauerglühenden Industriestadt  
lebt einer von Clemens' Brüdern. Im Elisabeth-Hospital, einem  
konfessionellen Krankenhaus, neugotisch himmelsstrebend wie eine  
Kathedrale, beugen sich Nonnen und Mediziner über den  
Schwerverletzten. Die Klinik hat einen hervorragenden Ruf, die Ärzte  
haben Erfahrung mit Verwundungen, vor allem aus dem Bergbau.  
Zerschmetterte Knochen, Quetschungen, Abrisse von Gliedmaßen,  
Verbrennungen, kollabierende Lungen. Immer wieder ereignen sich in  
den Bergwerken ringsum schwere Unglücke. Auf den Zechen  
Carolinenglück, Zollern, Centrum und Consolidation. Steinschläge,  
Grubenbrände, Gasexplosionen. Auch Förderkörbe stürzen ab.

Clemens können die Mediziner nicht retten. Seine Wunde  
entzündet sich, das Rippenfell, die Lunge. Antibiotika werden den  
Ärzten erst später zur Verfügung stehen.

«Krank zu Bett», «im Vollbesitze seiner Geisteskräfte», vor allem im  
Bewusstsein des bevorstehenden Abschiedes von seiner Frau Anna  
verfasst Clemens sein Testament, mit Hilfe eines Notars. In wenigen

Paragrafen versucht er, eine Geschichte weiterzuschreiben, deren Fortgang er nicht mehr erleben wird:

«§ 1.

Ich bin seit kurzem verheirathet mit Anna geborene Kalthoff, bisher ist unsere Ehe kinderlos. Sollten aus unserer Ehe ein oder mehrere Kinder geboren werden, so setze ich diese zu Erben ein.

§ 2.

Sollten aus unserer Ehe keine Kinder geboren werden, so setze ich meinen Bruder Otto (...) zu meinem Erben ein.

§ 3.

Meiner Ehefrau vermache ich zunächst fünftausend Mark, für welche Summe ich in der Lebensversicherung eingekauft bin. Sodann soll meine Frau den Nießbrauch meines Nachlasses haben und zwar, wenn ich von Kindern beerbt werde bis zur Großjährigkeit derselben, wenn Otto Vogelheim mich beerbt, bis zum vollendeten dreißigsten Lebensjahr desselben.»

Noch einmal hinterlässt Clemens Anna einen Liebesbeweis. Dieses Mal nicht hinter Stenografie versteckt wie in ihrem Poesiealbum, sondern juristisch verklausuliert. Sein letzter Wille bricht mit den üblichen Regeln, für die Geschwister im Hause Vogelheim muss das einem Affront gleichen: Clemens übergeht seine Brüder. Mit dem «Nießbrauch» räumt er Anna das alleinige Recht ein, die vielen Geschäftszweige des Hofes zu leiten und wirtschaftlich davon zu profitieren. Er traut der Frau, die erst ein Vierteljahr zur Familie gehört, mehr zu als seinen Blutsverwandten. Er will, dass sie im Haus den Ton angibt. Und er verschafft ihr Zeit: Der im Testament erwähnte Otto ist sein jüngster Bruder und gerade einmal 15 Jahre alt. Bleiben noch mal 15, bis er Anna ablöst.

Sollte es dazu kommen, verfügt Clemens, dass Anna im Haus anschließend eine «Wohnung von 2 Zimmern, Essen, Trinken, Kleidung, Arzt, Apotheker und monatlich zehn Mark Taschengeld» zustehen. Sein Testament schließt er mit den Worten: «Es ist mein dringender Wunsch, daß meine Erben, meine Frau und meine Mutter (...) lebenslänglich, einträchtig auf dem Gute bleiben und dort gemeinsam leben und wirken.»

Clemens stirbt nach 90 Tagen Ehe.

«Im Jesus-Alter», sagen die Leute im Dorf.

• • •

Anna Vogelheim, geborene Kalthoff, ist nun Witwe. Ihr Mann ist tot. Im Gasthof zur Post, der ihr Zuhause sein soll, gilt sie den anderen als Invasorin. Ihr Elternhaus in Horn existiert nicht mehr. Sie hat ihren Beruf als Lehrerin aufgegeben. Sie hat viel verloren.

Umso beherzter nimmt Anna sich, was geblieben ist. Einen Tag nach Clemens' Tod, am 2. Oktober 1903, lässt sie sich bei der Post als Bevollmächtigte für die Agentur in Cobbenrode eintragen. Damit wird sie Vorgesetzte eines Landbriefträgers, wacht über 150 Reichsmark Bargeld in der Postkasse, hat «eiserne Bestände an Postwertzeichen» im Wert von 64 Mark bereit zu halten, Telegraphenbetrieb in «Leitung Nr. 820» zu gewährleisten und das erste Telefon im Dorf zu bedienen für den «Fernsprechverkehr des Publikums mit 202 Orten». So steht es in einer Auflistung der Betriebsverhältnisse. Dreimal täglich liefert die Kutsche Post, dreimal täglich geht sie ab. Von montags bis samstags rückt Annas Landbriefträger jeden Tag zweimal aus, sonntags einmal. Auch Anna arbeitet durch, ihre «Dienststunden» sind:

«Werktäglich 8–10, 2–4, 7–8»

«Sonntags 8–9, 11 ½ – 1 ½»

Jeden Morgen steigt Anna aus Zimmer Nummer 3 im Haus an der Staatschaussee die Treppe hinunter und bezieht Position hinter dem Schalterfenster. Als Lehrerin trat sie vor die Kinder des Dorfes, im Klassenzimmer weitgehend unsichtbar für die Erwachsenen. Nun steht sie im Blickfeld aller. Eine berufstätige Frau an der Schaltzentrale des Ortes, verantwortlich auch für acht Weiler ringsum. Anna verkauft Wertzeichen, nimmt Briefe, Telegramme und Güter entgegen, führt die Postkasse, schnürt Geldsäcke, leitet dazu die heute vergessene Schar von Angestellten an, mindestens eine Köchin, eine Magd, einen Knecht, die das Wirtshaus am Laufen halten, die Tiere in den Ställen versorgen, sich um Viehwaage, Kegelbahn, Gärkeller und Gästezimmer kümmern, um all die Waren, die im Hause Vogelheim angeboten werden. Ich sehe Anna Geld zählen, höre sie mit Tresorschlüsseln rasseln und das Kratzen des

Füllfederhalters, mit dem sie abends Abrechnungen schreibt.

Auch ich vermisse hier Gefühle. Die Trauer einer Witwe. Tränen. Verbitterung Annas darüber, dass sich in ihrem Leben das Schicksal der Mutter zu wiederholen scheint.

All das muss es gegeben haben, allerdings kann sich Anna in dieser Phase keine Schwäche erlauben. Da sind die Skepsis und der Neid der anderen. Dem muss sie mit Stärke begegnen. Außerdem ist stille Verzweiflung nicht so lange nachweisbar wie mit preußischem Pflichtbewusstsein ausgefüllte Verträge, darin die Ziffern 02.10.1903, Annas erster Tag im zweiten Beruf, mit schwarzer Tinte auf Papier geschrieben, nach wie vor gut lesbar.

Geben wir Anna nachträglich Emotionen zurück. Wieder sitzt sie abends allein auf einem Zimmer. Wieder ist sie die Exotin im Dorf. Möglich, dass sie Trost im Glauben sucht oder mittlerweile an Gott zweifelt. Schwer zu sagen, was sie angesichts von Clemens' Hinterlassenschaften tut, mit seinen Fahrrädern, seiner Kleidung, seinem Kopfkissen neben ihrem. Halbwegs sicher können wir nur davon ausgehen, dass Anna irgendwann übel wird. Sie ist schwanger.

An dieser Stelle ein Ordnungsruf an mich selbst: Was verleitet mich, Annas Leben vornehmlich als Geschichte des Leidens zu erzählen? Warum gestehe ich ihr nur wenig Freude zu? Was würde sie sagen, wenn sie lesen könnte, dass ich ihre Biografie meist mit Molltönen unterlege? Anna als Waise, Anna als Witwe, Anna als angehende alleinerziehende Mutter.

Wir erschließen uns vergangene Leben meist in Anlehnung an die Vorstellungen, die wir von der betreffenden Epoche haben. Das bedeutet: Wir passen Individuen dem Bild an, das wir uns vom Damals machen – was dem Einzelnen die Einzigartigkeit nimmt. Frauen aus Annas Zeit kennen wir mehrheitlich als Opfer der Umstände, als Gestalten, die behandelt werden statt zu handeln, als Begleitpersonal männlicher Helden und Schurken. Wenn sie als historische Figuren ihre Stimme erheben, dann als klagender Chor, der das Handeln der Männer kommentiert, deren Eitelkeit, deren Machtstreben, deren Kriege. Sie sind dann zwar klüger, aber nach wie vor Publikum ohne Einfluss auf das Geschehen.

Ist es nicht denkbar, dass Anna auch Kampflust verspürt? Spaß am Gestaltungsraum einer Geschäftsfrau? Vorfreude aufs Kind? Was

spricht dagegen, dass sie große Erfüllung darin findet, Verantwortung für ein Haus und dessen Personal zu tragen? Dass sie angesichts jedes mit Gewinn abgeschlossenen Monats Genugtuung empfindet? Und Wirkmächtigkeit, weil sie bislang jedem Widerstand etwas entgegensetzen konnte? Auch wenn die Begriffe noch nicht existieren, versteht sich Anna im Herbst des Jahres 1903 womöglich trotz allen Unglücks als Powerfrau, als *Role Model*, als Influencerin, die zwar keinen Follower über ein Display erreicht, aber täglich im Fenster des Postschalters vor dem gesamten Dorf auftritt.

Zweifler, die sie überzeugen muss, und Widerstände, denen Anna entgegentreten kann, gibt es genug, nicht nur in ihrem unmittelbaren Umfeld. Nachdem Anna als Lehrerin den ersten modernen Frauenberuf ausübte, ergreift sie nun den zweiten – und bekommt wieder Vorbehalte der Männer zu spüren.

Als Anna die Post in Cobbenrode übernimmt, hat die Erfindung und Verbreitung des Telefons in ganz Europa einen Umbruch im Erwerbsleben ausgelöst. Die Telegraphen-Technologie wurde noch als militärisch und männlich wahrgenommen, das komplizierte Gerät als eine Maschine, mit der während eines Krieges Depeschen verschickt, Bataillone verschoben und zuletzt Frieden geschlossen werden kann. Das Telefon wird von Beginn an mit Friedfertigkeit, globaler Vernetzung und angeblich weiblichen Eigenschaften assoziiert. Freundlich zugewandte Stimmen verbinden jetzt Geschäftsleute miteinander, erst von Stadt zu Stadt, dann von Land zu Land. Vor allem aber scheinen Frauen die kleinteiligen «Vermittlungsklappenschränke» und «Vielfachumschalter» geschickter bedienen zu können – wenn das nicht wieder eine stereotype Wahrnehmung ist.

Ein Gedicht:

«Fräulein Klärchen Hildebrand  
Bedient das Telephon gewandt;  
Ihr Stimmchen tönt so frisch und frei  
Am Klappenschranke No. 2.»

Mit den Telefonnetzen wächst der Arbeitskräftebedarf, daraufhin werden Frauen von einigen Oberpostdirektionen im Reich zuerst «versuchsweise» eingestellt, dann als Gehilfinnen, schließlich als

Beamtinnen. Bewerberinnen müssen die deutsche Staatsbürgerschaft besitzen, zwischen 18 und 30 Jahre alt sein – sowie ledig oder kinderlos verwitwet.

Auf das Fräulein Lehrerin folgt das Fräulein von der Post.

In Großstädten wie Berlin, Hamburg, Köln und München sitzen Frauen mit Kopfhörern und Brustmikrofonen zu Hunderten Schulter an Schulter in fensterlosen Räumen. Als Mindestgröße sind anfangs 156 Zentimeter vorgeschrieben. Telefonistinnen haben zu den Maßen ihrer Arbeitsgeräte zu passen, dementsprechend werden sie vermessen. Mit jeder Neuerung ändern sich die Anforderungen.

Mitteilung in der *Deutschen Verkehrszeitung*, 1920:

«Fortan werden Bewerberinnen noch als geeignet (...) angesehen, wenn ihre Sitzhöhe, d.i. Entfernung vom Scheitel der sitzenden Person bis zur Stuhlfläche, 81 Zentimeter und ihre Armspannweite, d.i. das Maß zwischen den Spitzen der Mittelfinger bei ausgestreckten Armen, 152 Zentimeter betragen. Ein Weniger an Sitzhöhe kann durch ein Mehr an Armspannweite oder umgekehrt ausgeglichen werden, beide zusammen müssen aber mindestens 233 Zentimeter ausmachen.»

Den Frauen ist per Dienstanweisung ein standardisierter Wortgebrauch vorgegeben und – angesichts knackender Leitungen – eine bestimmte Aussprache aller Zahlen. 518 etwa soll als «fünneff-achtzäh» artikuliert werden. Anders als dem Postboten auf der Kutsche steht Telefonistinnen keine prachtvolle Uniform zu; vorgeschrieben ist das Tragen einer einheitlichen Dienstbluse, damit sich weder Spitzenärmel noch Schmuck in Steckern und Schaltern verheddern. Außerdem soll so «ein gegenseitiges Überbieten in der äußeren Erscheinung» ausgeschlossen werden. *Die Frau im Lebensraume des Mannes* ... sie hat sich anzupassen, als Persönlichkeit unkenntlich zu werden und besser zu funktionieren als die Männer. Recht machen kann sie es trotzdem nicht jedem.

Aus dem Leserbrief eines höheren Postbeamten an die *Berliner Neuesten Nachrichten*:

«Der völlige Mangel an Dienstinteresse und Diensteyer sind es, die bei weiblichem Personal eine dauernde, männliche Beaufsichtigung erforderlich machen. Sobald diese fehlt, stockt die Arbeit. Unter Schwatzen, Kichern und Streitereien wird dann alles vergessen. Ueberhaupt bilden Streitigkeiten und Zänkereien, gegenseitige

Verleumdungen und Angebereien anscheinend ein Lebensbedürfnis für die Frauen, welche durch äußeren Zwang in gemeinsamer Tätigkeit gehalten werden. Streitigkeiten und Meinungsunterschiede kommen überall vor, wo eine größere Anzahl Menschen auf einander angewiesen ist. Aber unter weiblichen Beamten hundertmal mehr als unter männlichen Beamten. Bei den Frauen spielt die gegenseitige Eifersucht, der Neid wegen irgend welcher körperlicher Vorzüge, wegen Kleidung und Putz eine sehr große Rolle, was bei den Männern fortfällt. (...)

Ueber die Arbeit und die Leistungsfähigkeit weiblicher Beamten läßt sich nicht viel Gutes sagen. Gewissenhaftigkeit, Gründlichkeit und Aufmerksamkeit, diese Grundbedingungen jeder ordentlichen Arbeit und jeder Tätigkeit, fehlen bei den Frauen gänzlich. Sie sind nie vollständig bei der Sache, mit der sie beschäftigt sind. Dazu kommt der Mangel an Ueberlegung und die Unfähigkeit zu intensiver Anstrengung. Aus diesen Gründen können Frauen nur sehr einseitig verwendet werden. Zu allen Arbeiten, die größere geistige oder körperliche Anspannung erfordern, sind Frauen nicht zu gebrauchen, ebenso wenig zu Arbeiten, bei denen es sich um Ueberlegung und Nachdenken, um eigene EntschlieÙung und um Entschlossenheit handelt, überhaupt zu allen Arbeiten, die Selbständigkeit und Verantwortlichkeit verlangen. Nur bei einfachen, mechanischen Arbeiten, die sich in einem gewissen Kreislauf bewegen und immer wiederholen, können Frauen beschäftigt werden.»

Anna hat das Glück, dass die Einschränkungen für Telefonistinnen für sie nicht gelten. Sie steht vor anderen Herausforderungen. Eine Postagentur ist keine staatliche Filiale, sondern ähnelt dem, was heute ein Paketshop ist. Zur Jahrhundertwende existieren im ganzen Land um die 10.000 Agenturen, die meisten in der Provinz. Als Postagentin steht Anna nicht im Rang einer Beamtin, sondern gilt als «Bevollmächtigte». Für sie wird keine Rente angespart. Sie gehört nicht der Postkrankenkasse an. Sollte Anna krank werden, hat sie selbst für eine Vertretung zu sorgen. Sie muss eigene Räume für den Geschäftsbetrieb stellen und dazu die «Amtskosten für Papier, Licht, Heizung, Reinigung usw.» bezahlen.

Regelmäßig hat Anna Berichte und Bilanzen abzuliefern. Hin und wieder erscheinen Revisoren im Schalterraum und kontrollieren, ob Anna ihre Aufgaben zufriedenstellend erledigt, Telefon und Telegraph beherrscht, gewissenhaft die Bücher führt. Mit einer Frist von drei

Monaten kann die Post ihr kündigen. Als Gegenleistung erhält Anna pro Jahr 500 Mark. Das ist weniger als in ihrem Beruf als Lehrerin, aber ein steter Zuverdienst zu den anderen Geschäftszweigen des Gasthofs zur Post.

Damit ist Anna zu einer selbstständigen Unternehmerin auf einem freien Markt geworden. Im Dorf konkurrieren nicht nur mehrere Wirtshäuser miteinander. Theoretisch könnten einige Einwohner Anna auch den Job als Postbevollmächtigte wegschnappen. Es gilt: «Zu Postagenten werden tunlichst ortseingesessene Personen in selbständiger Stellung angenommen, deren wirtschaftliche Verhältnisse geordnet sind und derart liegen, daß sie in ihrer Lebensführung nicht allein auf die Agentenvergütung aus der Poststelle angewiesen sind. Sie müssen einen tadellosen Ruf haben und das Ansehen der Gemeinde genießen.»

Das träfe auch auf den Schmied Liese, den Stellmacher Struwe und den Müller Willmes zu.

Und die Gefahr für Anna ist real.

Denn die Formulierung «Postagent» im Maskulinum ist nicht unbedacht gewählt. Bis 1897 hat die Post ausschließlich Männer zu Bevollmächtigten bestimmt. Und noch jetzt, sechs Jahre später, zieht sie bei der Auswahl von Agenten «die Tatkraft des Mannes» vor, beispielsweise mit der Begründung, Frauen werde «nicht das nötige Vertrauen hinsichtlich der Wahrung des Brief- und Amtsgeheimnisses entgegengebracht».

Einzig unangefochtene Frau im deutschen Postwesen ist damit die Germania, eine Phantasiefigur, von 1900 an millionenfach auf Briefmarken gedruckt, eine Wuchtbrumme mit Krone, Siegeskranz und Brustharnisch, ein Schwert fest im Griff.

In der Realität bleiben Frauen außen vor. Bei der Besetzung freier Agenturen sind Ausnahmen nur «beim Tode eines Postagenten» gestattet. Dann sind auch Frauen denkbar, jedoch nur «die Witwe oder eine erwachsene Tochter, welche schon zu Lebzeiten des Postagenten die Postdienstgeschäfte zur Zufriedenheit wahrgenommen hatte».

Das ist die winzige Lücke in einem Dickicht aus Vorbehalten und Verfügungen, durch die Anna in die Geschäftswelt der Männer schlüpft. Als die starke Frau, als die ich sie ab jetzt zeichnen will, soll sie sich in dieser Situation ruhig mit einer Erkenntnis quälen: Über sie und ihre Geschlechtsgenossinnen wird so abwertend geschrieben, wie sie als Lehrerin im Unterricht über Menschen und Völker gesprochen

haben dürfte, die nicht dem angeblich «schönsten und bildungsfähigsten Stamm» auf Erden angehören.

1903

In Russland kommt es zu Massenpogromen gegen Juden, ohne dass der Staat etwas dagegen unternimmt.

Im schweizerischen Bern legt die Polizei eine Akte über einen sozialistischen Unruhestifter aus Italien an. Eingetragen wird der Name Benito Mussolini.

In Wisconsin, USA, gründen die Geschäftsmänner William S. Harley und Arthur Davidson eine Motor Company.

Der Impressionist Claude Monet malt die Waterloo-Brücke bei Sonnenaufgang, im Nebel, bei Dämmerung und im Londoner Industriedunst.

Als erste Frau wird Marie Curie mit dem Nobelpreis ausgezeichnet, in der Sparte Physik.

1904

Von nun an fährt eine U-Bahn durch New York.

Im damaligen Deutsch-Südwestafrika erheben sich die Herero.

Das Amtsgericht Zwickau verurteilt die Sozialistin Rosa Luxemburg wegen Majestätsbeleidigung zu drei Monaten Haft.

In Cobbenrode stimmt der Schulvorstand gegen die Idee, den Schulhof bis zum Pastorat zu erweitern. Dort residiert seit kurzem ein neuer Pfarrer. Er soll ausgesprochen jähzornig sein.

Bei Anna, der einstigen Klosterschülerin, ehemaligen Lehrerin, Witwe, Wirtin, Postbevollmächtigten, setzen die Wehen ein. Wenige Tage vor ihrem 38. Geburtstag. Ich lasse die erfahrenste Hebamme des Dorfes zu ihr kommen, beide Frauen verbunden in Bewunderung für das Wissen und Können der jeweils anderen. Ich dichte mindestens eine von Annas Schwestern aus Horn hinzu. Eine Magd, die Anna schätzt, legt Tücher bereit und kocht Wasser auf. Ich stelle eine Gruppe selbstbewusster Frauen zusammen, scheuche die Männer aus dem Schankraum und schließe im Obergeschoss des Gasthofs zur Post die Tür zu Zimmer Nummer 3, von außen.

Warten.

Entweder ist Anna während ihrer Schwangerschaft kein Kuhschwanz durchs Auge gefahren und sie hat sich keinen Zahn ziehen lassen, oder sie hat Ängsten und Aberglauben keinen Raum

gelassen. Das Kind, das sie zur Welt bringt, entspricht jedenfalls den gängigen Normen.

Es ist ein Junge.

Anna nennt ihn Clemens.

• • •

In der Menschheitsgeschichte gab es mehrfach das Phänomen, dass Einzelne ohne Kenntnis voneinander auf ähnliche Ideen kamen oder zeitgleich dieselben Ziele verfolgten. Fast jeder Stamm dieser Erde hat mindestens einen Gott erdacht und sich ein Paradies ausgemalt. Die Kunst, nach den Sternen zu navigieren, sollen mehrere Küstenvölker parallel entwickelt haben. Ohne voneinander zu wissen, bauten die Mayas in Mittelamerika und die Ägypter am Nil ihre Pyramiden. Lange galt Mesopotamien als die Weltgegend, in der das Rad erfunden wurde; allerdings haben Archäologen in Ost- und Mitteleuropa mittlerweile vergleichbar alte Artefakte ausgegraben. Zur globalen Folklore gehört, dass Italiener wie Chinesen die Erfindung der Nudel für sich beanspruchen. Mal spricht ein etruskisches Wandbild für die einen, mal der Fund einer uralten Steingutschale voller Fäden aus Hirsemehl für die anderen.

In der Wissenschaft werden gleichzeitige Erfindungen *Multiples* genannt, zu Annas Lebzeiten gab es besonders viele davon, die meisten im Bereich der Technologie. Zig Forscher reklamierten die Entwicklung der Glühbirne für sich. Wer das Telefon letztlich sein Werk nennen durfte, blieb umstritten. Mehrere Franzosen und Briten experimentierten in Sachen Fotografie. Oft geschah das unabhängig voneinander, manchmal in wissentlicher Konkurrenz, selten in Kooperation. Es brauchte Patentämter, um zu klären und zu beurkunden, wer wann was erdacht hat. Bis heute erzählen die Namen einiger Maßeinheiten von Forschern, die ungefähr zur gleichen Zeit an Ähnlichem arbeiteten. Fahrenheit und Celsius. Volt, Watt und Ampère.

Manchmal entstehen *Multiples* wirklich zufällig, wie aus heiterem Himmel, erklärbar allein mit der Genialität Einzelner, die nichts voneinander wissen. Öfter ist die Zeit einfach reif. Beispielsweise kann der Stand der Technik so weit fortgeschritten sein, dass die nächste Erfindung naheliegt. Oder ein grundlegender Wandel in der Art zu leben – wie etwa die Sesshaftwerdung des Menschen – leitet einen Schub von Innovationen ein. Möglich auch, dass die Diskriminierung von Teilen einer Gesellschaft so groß wird, dass die Betroffenen Gewohntes in Frage stellen. Ausgelöst werden solche

Prozesse zwar häufig von Einzelgängern oder kleinen Gruppen in abgeschiedenen Räumen, denn wer zum Mainstream zählt, spürt weniger Leidensdruck und Veränderungslust. Wenn die Erneuerer dann aber zusammenfinden, entsteht scheinbar aus dem Nichts enorme Dynamik.

Ob Anna in der Geschichte der Frauenbewegung als frühe Auslöserin oder spätere Mitwirkende einzuordnen ist – schwer zu beantworten. In Cobbenrode, 400 Meter über dem Meer, umgeben von Wäldern und gerodeten Bergen, agiert sie allein. Hier ist sie die Erste ihrer Art, da ist es fast egal, ob Frauen in den dicht besiedelten Tälern in der Sache schon weiter sind. Als frühe Geschäftsfrau steuert Anna im Hochsauerland ihr *Multiple* bei, und niemand in Berlin, Hamburg, München oder Köln erfährt davon. Nichts deutet darauf hin, dass Anna Kontakt zu Mitstreiterinnen in den Metropolen hat – weshalb «Mitstreiterinnen» der falsche Begriff ist. Fraglich, ob Anna etwas über die Firmengründerin Margarete Steiff weiß, die an der Schwäbischen Alb Kuscheltiere nähen lässt und so eine Weltmarke begründet. Möglich, dass Anna von der Nobelpreisträgerin Marie Curie hört. Denkbar, dass die Zeitung, die bis in ihr Dorf hinauf ausgeliefert wird, sogar über neue Frauenverbände berichtet und von deren Kampf um mehr Rechte und größere politische Teilhabe, aber die Artikel und Kommentare sind von männlichen Journalisten geschrieben und dementsprechend gefärbt.

Während Anna den Gasthof führt, die Postagentur leitet, ihren Sohn versorgt, formiert sich in Teilen der Welt eine Frauenbewegung. Doch die Nationalstaaten des 19. Jahrhunderts, die Parlamente und Behörden, in die Frauen vordringen wollen, verstehen sich als explizit maskulin, als markig und höchst rational – im Gegensatz zur als weibisch verschrienen Dekadenz der französischen Sonnenkönige, zum Glück überwunden. «Unser Staat ist männlichen Geschlechts», schreibt der Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl 1855. Revolutionen, Parlamentarismus, selbst Wahlen sind etwas für kampflustige Kerle. An politischen Treffen, sofern nicht ohnehin verboten, dürfen Frauen bis 1908 nur in abgetrennten Räumen teilnehmen. Progressive Gruppen spannen eine Kordel durch ihre Lokale, hinter denen Besucherinnen sitzen und zusehen können. Im englischen Parlament findet sich im Oberrang eine *Ladies' Gallery*, zeitweise hinter Metallgitter verborgen. Rederecht haben die Zuschauerinnen nicht. Weil Reden von Frauen im öffentlichen Raum vielerorts verpönt sind, beginnen viele zu schreiben. In Deutschland

etwa Louise Otto-Peters, der nach ihrer Konfirmation weitere Schulbildung versagt blieb. Die Pädagogin Helene Lange, die sich autodidaktisch auf ihre Lehrerinnenexamen vorbereitete. Die Pazifistin Bertha von Suttner, die in Aufsätzen und Romanen gegen den Militarismus anschreibt. Einige Zirkel geben Zeitschriften heraus. *Die Frau, Die Frauenbewegung, Zeitschrift für Frauenstimmrecht*. Keine Titel, die hysterisch klingen. Manche Hefte produzieren ausschließlich Frauen; Satz, Druck, Vertrieb. Sie gründen Verbände und halten ihre eigenen Versammlungen und Kongresse ab. Einige der Teilnehmerinnen haben sich ausgerechnet im baulichen Abseits wie der *Ladies' Gallery* kennengelernt und dort vernetzt.

Ein Gedicht der späteren Landtagsabgeordneten Elsa Hielscher-Panten, gedruckt 1909:

«Frei will ich sein! sprecht nicht stets vom Geschlechte  
Und hört erst münd'ge Frauen ernsthaft an.  
Es handelt sich ja nur um Menschenrechte,  
Die wäg ich gleich für Weib und Mann.»

Wie viele soziale Bewegungen sind sich auch die Feministinnen nicht immer einig, mit welchen Mitteln sie welche Ziele erreichen wollen. Den einen geht es darum, zunächst Bildungschancen für Mädchen zu verbessern und Frauen auf bestehende Rechte hinzuweisen. Sie gründen Leseräume und geben Rechtsberatung. Die anderen möchten über existierende Gesetze hinaus Einfluss erkämpfen, vor allem das Wahlrecht. Ein Flügel betont die Unterschiede zwischen den Geschlechtern und argumentiert, eine weiblicher geprägte Welt wäre eine bessere. Eine andere Fraktion verspricht sich mehr davon, die Gleichheit von Frau und Mann herauszustellen.

Das liest sich kleinteilig und zusätzlich verwirrend angesichts der ohnehin wuseligen Zeitenwende. Auch ist es dramaturgisch nicht so klar und spektakulär zu erzählen wie die zeitgleich stattfindenden Kämpfe und Eroberungen der Männer, ob Generäle oder Polarforscher oder Tunnelbauer, die sich mit Dynamit durch die Alpen sprengen. Vielleicht berichtet die Geschichtsschreibung deshalb bis heute verhältnismäßig knapp von den damaligen Streiterinnen. Ich fürchte, dass deren Impulse auch bei Anna nur vage ankommen, abgeschwächt über die räumliche Distanz und gefiltert durch Medien, deren Pressefreiheit begrenzt ist.

Im Gasthof zur Post, der nach wie vor existiert, habe ich zwischen den Testamenten der Vogelheims und den Fotos, die Annas Leben bebildern, keine Kampfschrift, keinen Aufsatz und kein Gedicht einer Helene Lange, Bertha von Suttner oder Elsa Hielscher-Panten aufstöbern können. Dennoch wirkt Anna in deren Sinne. In der Abgeschlossenheit trägt sie ihren Teil zu den emanzipatorischen *Multiples* bei. Sie führt ein auf disziplinierte Weise aufsässiges Leben. Sie ist eine Revolutionärin, die alle Verpflichtungen erfüllt, ob als Lehrerin, Gattin, Witwe, Mutter oder Geschäftsfrau.

Das ist ihr Marsch durch die Institutionen. Erst Schule, dann Post.

1905

Bertha von Suttner bekommt den Friedensnobelpreis verliehen.

In Frankreich beginnt der erste Esperanto-Weltkongress.

Bei einem Geheimgespräch an den Niagarafällen gründet eine Gruppe von Afroamerikanern die Niagara-Bewegung, um gegen Rassismus und für volle bürgerliche Rechte zu kämpfen.

In Südafrika findet der Produktionsleiter eines Bergwerks den bis dahin größten Rohdiamanten der Welt. Er wird dem englischen König geschenkt.

Im Deutschen Reich leben mehr als 60 Millionen Menschen.

Der Generalfeldmarschall Alfred Graf von Schlieffen arbeitet einen Kriegsplan aus. Einem schnellen Überfall auf Frankreich im Westen soll ein Feldzug gegen Russland im Osten folgen.

Cobbenrode verliert laut Schulchronik den langgedienten Lehrer Luhmann, Annas früheren Vorgesetzten: «Im Begriffe, die Kinder zu der um 9 Uhr beginnenden Schulmesse zu führen, sinkt der Coll. vor der Kirchentür lautlos zusammen, infolge eines Schlaganfalles, der sich auf dem Weg zur Wohnung bald darauf wiederholte. Noch ist die Schulmesse nicht zu Ende, da hat er das Zeitliche gesegnet.» Als Nachfolger stellt sich ein 19-jähriger Berufsanfänger aus dem Münsterland vor.

1906

Der Schuhmacher Wilhelm Voigt besetzt das Rathaus von Köpenick.

Als erster amtierender US-Präsident unternimmt Theodore Roosevelt eine Auslandsreise. Sie führt ihn zum Panamakanal.

Ein Erdbeben verwüstet weite Teile San Franciscos.

Die expressionistische Künstlervereinigung «Brücke» lädt zur Ausstellung in eine Dresdner Lampenfabrik. Sie erntet Kopfschütteln

und Spott.

In Kiel läuft das erste deutsche U-Boot vom Stapel.

In Cobbenrode muss der neue, junge Lehrer die Schule schon wieder verlassen, vorübergehend, «um in Mainz seiner einjährigen Dienstpflicht Genüge zu leisten».

Im Gasthof zur Post eskaliert ein Streit. Der Wunsch nach Eintracht, den Clemens in sein Testament schrieb, erfüllt sich nicht. Clemens' Mutter zieht aus. Sie und ihre Söhne beschuldigen Anna, die Macht allzu dominant an sich zu reißen. Außerdem ist da jetzt ja ein Junge, der sie alle in der Erbfolge überspringt. Clemens' Brüder haben endgültig das Gefühl, nichts mehr zu sagen zu haben. In einer Notiz wird Anna als «Donnerwetter» beschrieben, «als ehemalige Lehrerin zielbewußt ... rechthaberisch ... berechnend ... egoistisch».

Eventuell verhält sie sich bloß wie ein Mann.

•••

Einmal innehalten.

Bis hierhin habe ich Anna noch einmal durch ihr Leben gehetzt, von Horn über Steyl nach Cobbenrode. Ich habe ihre Biografie auf das vermeintlich Wesentliche verdichtet: Kindheit, Eltern, Ausbildung, Berufsweg, Familienstand. Die Logik eines Lebenslaufs. Viele Begriffe darin stammen aus Annas Zeit, die Einordnungen aus meiner.

Ich habe die Dorfschullehrerin und Postbevollmächtigte heute gängigen Deutungsmustern unterworfen, sie in historischen Kontext gerückt, zwischen Bildungshardliner und Reformpädagogen gestellt, eine Riege braver Telefonistinnen im Hintergrund auftreten lassen, sie an berühmten Frauenrechtlerinnen gemessen, fast alles katalogisiert, jede ihrer «Stationen» (auch eine sortierende Vokabel) mit Quellentexten flankiert. Wo Anna allzu weit vom heute Gültigen abwich, habe ich ihr vorsichtige Vorwürfe gemacht und sie sofort selbst dagegen verteidigt, habe mich im Familienstreit mit Clemens' Brüdern auf ihre Seite geschlagen – und ihr Handeln auch damit wieder bewertet.

Kein Leben verläuft so. In Wirklichkeit wurde Anna nicht von Anmerkungen eines Verfassers begleitet. Im Live-Modus fand alles ohne meine Kommentare statt. Auch hat Anna nicht pausenlos gegen Erwartungen ihres Umfelds verstoßen oder andauernd gängigen Pflichten entsprochen, die ihr der Zeitgeist auferlegte. Denn tatsächlich gibt es während eines Lebens zwar «Stationen», aber es stehen nicht in regelmäßigem Abstand Haltestellen herum.

Anna, ohne Zuschreibungen, in ihrem Jetzt.

Sie ist nun vierzig.

Ihr Sohn hat Laufen gelernt. Als Zweijähriger wankt er über die Pfade und gibt den Wunderlichkeiten um ihn herum Wörter: Pferd. Ochse. Haus. Bett. Topf. Milch. Essen. Mann. Frau. Mama. Oder Mutter.

Abends aus dem All herabfallende Kälte. Nachts die Sterne. Morgens Eisblumen an den Fensterscheiben.

Ein Himmel ohne Kondensstreifen.

Kein Internet, keine Computer. Fragen bleiben offen. Hier und da ein Nachschlagen im Lexikon, falls vorhanden.

Weite und Enge des Gebirges. Der Blick wird begrenzt, doch immer ist etwas Entferntes zu sehen. Bäume am Hang gegenüber, klein wie Streichhölzer.

Zuhause bier- und bratensaurer Wirtshausgeruch.

Die Allgegenwart von Tieren, drinnen wie draußen. Kühe, Pferde, Schafe, Ziegen, Schweine, Hasen, Spinnen, Mäuse, Käfer, Fliegen, Bienen, Wespen, Wildschweine, Greifvögel.

Rascheln im Getreide, ein Reh, das sich in einer Explosion aus Angst und Sprungkraft aus seiner Schreckstarre löst.

Die Wärme eines Stalles.

Die Allgegenwart von Feuer. In Öfen, Pfeifen, Herden, Kaminen. Auf Kerzen, an Zigarettenspitzen, unter dem Glas von Petroleumlampen. Lodernd, glimmend, knackend, zehrend, kriechend, züngelnd, rasend, flimmernd, fauchend, dümmelnd.

Die Allgegenwart von Rauch, als Nebel, Gewölk, Gekräusel, Geruch.

Allerlei Arten von Niederschlag. Regen, Niesel, Schnee, Graupel, Griesel, Hagel. Prasselnd, tröpfelnd, schmetternd, peitschend, trommelnd, klopfend, rauschend, klöppelnd. Ernten rettend, Ernten zerschlagend.

Auf der Welt weniger Menschen als heute, auf den Feldern mehr. Aussaat und Ernte als Handwerk. Rufe über die Äcker. Lachen, Winken, Rasten, Schnaufen, Seufzen. Schnitte durchs Getreide und ins eigene Fleisch.

Sehen, Riechen, Schmecken, Hören, Fühlen. Wärme und Kälte. Schmerz. Die sinnlichen Eindrücke, die Präsenz der Natur: Das ist wieder nur die heutige Vorstellung einer damaligen Gegenwart. Jede Rückschau geht aus von einem Standpunkt in Raum und Zeit, der wieder den Blickwinkel beeinflusst.

Ein Mensch in 100 Jahren würde Anna nicht nur an anderen Werten messen als wir, sondern auch ihre Gegenwart anders illustrieren. Möglich, dass die Abwesenheit von Kondensstreifen nicht mehr erwähnenswert ist, weil Flugzeuge dann anders angetrieben werden. Möglich, dass Petroleumlampen zu lange erklärt werden müssten. Möglich, dass Eisblumen einfach vergessen sind.

Denkbar auch, dass ein Mensch in 100 Jahren sich dann lieber über unsere Leben beugt.

• • •

Ein Foto, undatiert diesmal.



Als der Verschluss der Kamera sich öffnete, hat Anna direkt ins Objektiv geschaut, und so blickt sie uns jetzt in die Augen, zufrieden, selbstbewusst, beinahe fordernd. Hat sie nicht auch ihren leichten Spott zurückgewonnen?

Die Aufnahme zeigt einige Insignien, die Annas Status bebildern. Sie trägt zwei Halsketten in unterschiedlicher Länge. Eine Kragennadel schließt ihr Kleid nach oben hin ab. Knöpfe auf den

Schultern und vor der Brust verleihen Anna fast militärische Anmutung, zugleich fällt der Stoff ihres Kleides weiter und freier als früher. Ihr Haar ist nicht mehr straff nach hinten gekämmt, sondern zu einer lockeren Hochsteckfrisur gebunden. Womöglich besteht ihr Kleid auch nicht aus Stoff in schicksalsergebenem Witwenschwarz. Es könnte ebenso dunkelblau oder bordeauxrot sein, kombiniert mit einer helleren Kragenpartie.

Wie alt mag sie sein? Verraten ihr Gesichtsausdruck, ihre Kleidung, ihr Schmuck etwas über den Tag, an dem die Aufnahme entstand? Oder die Tatsache, dass sie allein auf dem Bild ist?

So wie ein Puzzlespieler das erste Stück dort anordnet, wo er es als richtig erachtet, platziere ich das Foto von Anna in ihre Jahre als alleinstehende Geschäftsfrau und junge Mutter. Anders als bei einem Puzzle werde ich diese Positionierung auch nicht korrigieren müssen, dazu fehlen mir zu viele Teile. Ein Glück, denn ich möchte Anna exakt so wie auf diesem Foto ihre Geschäfte führen sehen, als Regentin. Und das ist sie auch. Jedes Telefongespräch läuft über Anna, jedes Telegramm geht bei ihr ein, jede Briefmarke wird von ihr verkauft. Die Diele im Gasthof zur Post – links der Schalter, rechts das Wirtshaus – wird mit jeder Innovation noch mehr zum zentralen Raum, wie es im antiken Griechenland die Agora war. Versammlungsort und Marktplatz. Hier warten die Menschen auf die Postkutsche, hier streichen sie Nachrichten auf telegrammtaugliche Kürze zusammen, hier treffen sie sich zum Plausch, hier sitzen die Männer nach der Messe beim Frühschoppen. Der Pfarrer, der junge Lehrer, der Ortsvorsteher, der Schmied, der Müller, die Bauern bei Kaffee, Bier und Schnaps, zwischen Tabakrauch und Kochdunst. Mittendrin die Chefin, für die nicht mehr gilt, was andere Frauen weiterhin zu beachten haben. Anna muss hinter keiner Kordel zurückbleiben, sich in keiner *Ladies' Gallery* verstecken, die im Gasthof wohl die Küche wäre. Sie ist auf Versammlungen dabei, und im Ballsaal im ersten Stock finden weiterhin Theateraufführungen statt.

Anna, heißt es in meiner Familie, sei in dieser Phase eine frenetische Kartenspielerin geworden. Skat und Doppelkopf. Ein Spiel, in dem eine Weile offenbleibt, wer Freund und wer Feind ist. In dem die Damen entscheiden, wer zu wem gehört.

Hier muss ich aufpassen, nicht aus Begeisterung zu überdeuten, muss meine Phantasie abbremsen, bevor sie Anna in einen stickig heißen Saloon versetzt, einfach weil sich meine Vorstellung

furchtloser Frauen in Wirtshäusern bei Motivvorschlägen amerikanischer Western bedient. Im Gasthof zur Post spielt niemand Akkordeon, kein Hitzkopf zerschmettert Stühle, es wird nicht geschossen. Im Winter ist es bitterkalt, die Besucher spielen konzentriert und meistens schweigend Karten, hin und wieder drohen die Gläser auf den Tischen festzufrieren, so steht es in der Dorfchronik. Es riecht nach nassen Mänteln. Ich lasse Anna einige Scheite Holz nachlegen und sich anschließend einem Gast zuwenden, der seit einiger Zeit bei ihr einkehrt und Kaffee trinkt.

Der Fremde trägt gute Kleidung, lange Mäntel und Krawatten. Er ist etwa in Annas Alter. Seine frühe Glatze scheint er mit einem ausladenden Schnauzbart wettmachen zu wollen. Auf den ersten Blick wirkt er ein wenig mürrisch. Der Besucher ist gelernter Dachdecker. Viele Winter, wenn der Schnee ihm die Arbeit unmöglich machte, hat er sich als Tagelöhner verdingt. Als Saisonstricker, der in Handarbeit Wollsocken herstellt. Mittlerweile hat Franz Falke-Rohen eine eigene Strickerei gegründet. Auf der Suche nach Arbeiterinnen reist er durchs Sauerland.

Ein Stricker trifft eine Gastwirtin. Ein Mann in einem vermeintlichen Frauenberuf begegnet einer Frau in einem angeblichen Männerberuf. Gemeinsam sitzen beide beim Kaffee. Der Fabrikant und die Leiterin der inoffiziellen Ortszentrale. Es wird um die Frage gehen, ob die Arbeiterinnen zum Standort kommen oder der Standort dahin verlagert wird, wo die Arbeiterinnen leben, nach Cobbenrode. Anfangs unmerklich, dann mit großer Wucht hat ein Phänomen, das heute Globalisierung heißt, auch das Dorf erfasst. Die Schwefelkies-Bergwerke in der Nähe sind teilweise im Besitz einer englischen *Mining Company* und müssen gegen billige Konkurrenz aus Spanien bestehen. Ob jemand Arbeit findet und behält, liegt immer weniger am eigenen Geschick und Fleiß. Die Welt rückt zusammen, das klingt friedlich – dabei tritt sie oft in Konkurrenz und steht sich zunehmend feindselig gegenüber. Die Staaten Europas rüsten auf, schmieden Bündnisse, kündigen sie wieder oder konterkarieren sie durch Geheimverträge mit scheinbaren Gegnern. Mittelmächte, Achsenmächte, definiert in Ententen. Auf allen Ebenen laufen Verhandlungen und schaffen eine zweite, unsichtbare Realität, die sich täglich wandeln kann. Auch wirtschaftliche Rahmenbedingungen werden zur Verhandlungssache. Selbst in Cobbenrode entscheiden nicht mehr Wetter und Ernte, ob eine Familie satt oder hungrig ins Bett geht. Noch ein Umbruch, mit dem Anna konfrontiert wird. In

ihrem Gasthof könnte sich entscheiden, ob die Firma Falke den Frauen im Dorf ein eigenes Auskommen verschafft. Anna macht jetzt auch in Wirtschaftspolitik, Standortentwicklung, Arbeitsvermittlung.

1907

In Berlin feiern das Kaufhaus des Westens, das Hotel Adlon und das Strandbad Wannsee Eröffnung.

Im Deutschen Reich werden einheitliche Nummernschilder für Autos eingeführt.

Eine englische und eine niederländische Firma aus dem Öl-Geschäft schließen sich zum Unternehmen Shell zusammen.

1908

In Peking wird ein Zweijähriger zum Kaiser gekrönt.

Österreich-Ungarn annektiert Bosnien-Herzegowina.

Der Wiener Gustav Klimt beginnt mit viel Goldfarbe ein eng umschlungenes Liebespaar zu malen. Sein Werk wird unter dem Namen *Der Kuss* weltberühmt.

Die Unternehmerin Melitta Bentz entwickelt einen Kaffeefilter.

1909

In den Dünen nördlich der arabisch geprägten Hafenstadt Jaffa gründen jüdische Familien eine Siedlung und nennen sie Tel Aviv. Der Franzose Louis Blériot überquert mit einem Motorflugzeug den Ärmelkanal.

Die Schwedin Selma Lagerlöf erhält den Literaturnobelpreis.

Die Reichspost führt den bargeldlosen Scheckverkehr ein.

Aus dieser Vergangenheit hallen widersprüchliche Nachrichten aus Cobbenrode ins Heute. 1908 bietet die «Witwe C. Vogelheim» – Annas offizielle Bezeichnung im Dorf – in der Zeitung «wegen Einschränkung der Landwirtschaft» zum Verkauf an:

«1 Ackerpferd, 1 melke Kuh, 4 tragbare Rinder, 2 Bullen,  
2 Ackerwagen (usw.), 1 russisches Billard.»

Es könnte sein, dass Anna sich übernommen hat.

Es könnte sein, dass sie einer der Schwestern ihres verstorbenen Mannes einen Brautwagen stellen muss.

Es könnte sein, dass sie umschichtet.

Es könnte sein, dass sie ihren Fortzug aus dem Dorf plant.

Der Fortgang der Geschichte wird das nicht mehr aufklären. Etwas anderes passiert.

Es sind die Jahre, in denen Anna als Postagentin, Gastwirtin, Kolonialwarenhändlerin von Berufs wegen fast ausschließlich mit Männern zu tun hat, geschäftlich, privat, oft beides.. Sie verhandelt mit ihnen, verbündet sich mit ihnen, streitet mit ihnen. Sie sitzt mit Männern beim Doppelkopf zusammen und spielt dazu mit deren Eitelkeiten, Begehrlichkeiten und Avancen. Schwer vorstellbar, dass Anna sich die Zeit vertreiben muss, dass sie abends ein Stockwerk über der Gaststube in Zimmer Nummer 3 sitzt und gegen die Langeweile anstickt.

Die Nacherzählung einer Erzählung, zu mir gelangt über einen entfernten Verwandten, der bis heute in Cobbenrode lebt: Anna soll auf einmal die begehrteste Frau im Ort gewesen sein, von vielen Männern umschwärmt. Plötzlich eine gute Partie. Ein herausforderndes Wesen, eigenwillig, betörend. Keine ritterrüstungskalte Germania, sondern eine Frau, die lediglich ein Kind geboren hatte und nicht so schnell gealtert war wie andere.

Zwar wurden im katholischen Cobbenrode, gerade dort, Ehen geschlossen, bis dass der Tod sie scheidet. Aber der Tod schied sie ziemlich oft und früh.

So kamen die Männer nicht nur für ein Bier in den Gasthof zur Post, nicht nur auf eine Runde Karten, sondern in der Hoffnung, diese Frau für sich zu gewinnen. Sicher haben sie überlegt, was sie anziehen sollen. Sie werden sich gewaschen und rasiert haben und hätten sich dazu noch mit Aftershave eingerieben, wäre das schon verbreitet gewesen. Eventuell brachten sie Blumen mit oder zahlten übermäßig viel Trinkgeld. Einige werden versucht haben, Anna durch Lautstärke zu beeindrucken, andere dürften schüchtern verstummt sein. Manche werden sich ihr bei Gelegenheit als Romantiker präsentiert haben, Konkurrenten könnten sich als Praktiker angeboten haben, ein starker Arm, der sich irgendwann auch um die Schulter legt.

Als Darstellerin ihres Zeitalters, die Anna bislang für uns war, hätte sie alle Annäherungsversuche wohl zurückweisen müssen oder würde sich bloß auf einen kleinen Flirt einlassen. Inzwischen haben wir sie besser kennengelernt. Und so endet die Nacherzählung der Erzählung des entfernten Verwandten im Dorf anders. Eines Abends soll Anna vor einer Schar Männer im Gasthof gesagt haben: «Der, den ich heute

mit raufnehme, der wird's.»

«Der, den ich heute mit raufnehme, der wird's.»

Präsentiert in Anführungszeichen wie Echtheitszertifikaten. Diese Aussage schreibt Anna eine Promiskuität zu, die ihr gegönnt sein soll, die sie vor uns aber sicher abstreiten würde oder die sie nie lebte. Es ist eine Aussage, die Anna – wenn überhaupt – in vertrauter Runde machte, womöglich angetrunken oder berauscht von ihrer Macht über die Männer. Und Männer haben sie weitererzählt.

Sortiert man die Worte nur etwas anders, kommt eine ähnlich selbstbewusste und doch fast gegensätzliche Ansage heraus: «Heute nehme ich einen mit rauf. Und der wird's.»

Mündliche Überlieferung: Das klingt edel und unverfälscht, nach Stammesoberen am Lagerfeuer, eine Wahrheit weiterreichend. Dabei ist ein Satz rasch umgestellt und ein Wort leicht zugespitzt, manchmal absichtlich, öfter unbewusst. Mündliche Überlieferung, das ist auch Stille Post über lange Zeiträume.

• • •

Am 24. November 1909 wird im Dorf wieder eine Hochzeit gefeiert – wohl eher bestaunt, begafft, von Kopfschütteln begleitet.

Sechs Jahre, nachdem Anna und Clemens vor dem Pfarrer standen, betritt Anna erneut als Braut die Kirche. Dieses Mal an einem Mittwoch statt einem Samstag. Die Wetterstation im nahegelegenen Arnsberg zeichnet eine Tiefsttemperatur von minus 6,5 Grad Celsius auf. In der Nacht ist Schnee gefallen, tagsüber geht er in Regen über. Winter.

Annas Bräutigam ist kein reicher Bauer. Kein Handwerker aus dem Dorf. Kein aufstrebender Unternehmer. Kein Sockenfabrikant. Niemand mit viel Geld, Vieh oder Land. Es ist der junge Lehrer. Er heißt Bernhard. Am Tag der Hochzeit ist er vierundzwanzig Jahre alt, Anna dreiundvierzig.

Ich wünsche ihnen, dass ein Fotograf dabei ist.

Ich wünsche ihnen eine volle Kirche.

Ich wünsche ihnen ein großes Fest.

Ich kann nichts dazu beitragen.

Laut Kirchenbuch bietet das Paar vier Trauzeugen und Trauzeuginnen auf. Nur eine davon stammt aus dem Dorf. Wenn ich ins Kirchenschiff schaue, bleibt ein Teil der Bänke leer. Mir fehlt jede Idee, wie der Gasthof geschmückt sein könnte und ob einige Nachbarinnen und Nachbarn nach der Trauung regennass dort erscheinen, um sich hinter beschlagenen Fenstern wenigstens bei einem Kaffee aufzuwärmen. Je weniger ich sehe, desto mehr möchte ich zu hören: Gerüchte, Tuscheln. Das Dorf zerreißt sich das Maul.

19 Jahre liegen zwischen Braut und Bräutigam.

Anna und Bernhard steht keine *Genoveva* zur Verfügung, keine literarische Vorlage wie *Romeo und Julia*, kein literarisches Motiv, mit dessen Hilfe sich die Nachbarn einfühlen könnten. Noch gibt es keinen Film wie *Die Reifeprüfung*, in dem Mrs. Robinson einen Benjamin verfhrt.

19 Jahre. Das ist ein ähnlich großer Altersunterschied wie zwischen Aristoteles Onassis und Jacqueline Kennedy. Nur andersherum und Jahrzehnte früher.

Über Annas zweiten Mann ist damals nicht viel mehr bekannt als heute: Bernhard Raesfeld, aufgewachsen im Münsterland. Sohn eines Schuhmachers. Nachfolger des Lehrers, den zwischen Schulhaus und Kirche der Schlag traf. Als junger Mann der Armee verpflichtet, deshalb hin und wieder abwesend, auf Übungen und Manövern. Keine exzentrischen Hobbies. Für Abenteuer wie Radfahren scheint es ihm an Mitteln oder Begeisterung zu fehlen. Zum Theaterspielen ist er zu introvertiert. Ein unauffälliger, zurückhaltender Mensch, anders als der raumgreifende Clemens.

Er hat sie alle überrascht.

Ein Foto:



Bernhard beim Kartenspiel, sein Gesicht selbst auf dem Schwarzweiß-Abzug erkennbar gerötet. Vielleicht lässt ein anstrengender Tag seine Haut glühen. Oder Alkohol lässt das Blut pulsieren. Oder ihn hat beim Spielen der Ehrgeiz gepackt. Man sieht

ihm den Lehrer nicht an, sein treuherziger Blick strahlt nichts Autoritäres aus. Bernhard könnte den Fotografen gekannt haben, wahrscheinlich war es ein Freund. Das Bild wirkt wie beiläufig entstanden. Es wurde nicht im Gasthof zur Post gemacht, aber dort wird Bernhard ganz ähnlich gesessen haben, hin und wieder Anna direkt gegenüber.

Einige Männer im Ort werden enttäuscht sein, eifersüchtig, in ihrer Ehre gekränkt durch die Entscheidung dieser eigenartigen Frau. Auch meine Familie rätselt bis heute, was Anna und Bernhard zusammenführte – womit wir uns gewissermaßen auf die Seite der Dörfler stellen, eine Erklärung, eine Rechtfertigung einfordernd von diesem ungleichen Paar.

Es gibt Theorien.

Die erste handelt von zwei Menschen gleichen Berufes, Lehrerin und Lehrer. Als Bernhard nach dem Tod des alten Dorfschullehrers nach Cobbenrode kommt, unerfahren darin, eine Klasse und einen Haushalt zu führen, wird er hin und wieder bei Anna im Wirtshaus sitzen. Eine Vermutung besagt, dass Anna ihn als Junglehrer anleitet, nicht nur Schulstoff und Pädagogik betreffend, sondern auch als Dorf-Erklärerin. Wer hat im Schulvorstand das Sagen? Wie dem jähzornigen Pfarrer begegnen? Welches Kind entstammt einer schwierigen Familie? Wo Brennholz holen für den Ofen im Klassenraum? Was tun bei Kopfläusen? Womit und wie strafen? Anna als Mentorin also, ob beauftragt oder selbsternannt, beide im Gasthof, im privaten Wohnzimmer hinter der Faltschrankwand, vor den Blicken der anderen geschützt, um Bernhards Autorität nicht zu beschädigen. Oder aber Anna besucht ihn regelmäßig im Schulhaus, in der Lehrerwohnung ein Stockwerk unter den Räumen, in denen sie so lange lebte. So sitzen sie beieinander, zwei Lehrende, zwei Lesende, zwei Schreibende, zwei Bildungsbürger auf dem Dorf.

Die zweite Theorie erzählt von Migration. Während Annas Lebensspanne kommen zwar gewaltige Wanderungen in Gang, bis nach Amerika. Allerdings bewegen sich Anna und Bernhard entgegen der Ströme, sie ziehen nicht in die Stadt, sondern in die Provinz. Dort sind die Lebens- und Sprachräume noch kleinstaatlich eng. Zuzügler treffen auf Familien, die seit Jahrhunderten vor Ort sind. Die Plätze in den Kirchenbänken sind vergeben, Grundstücke verteilt, Erbfolgen geregelt. Jedes Dorf hat seine innere Logik, jede Region ihre Sprache, insbesondere in den bis dahin abgelegenen Tälern der Mittelgebirge. Im Sauerland heißt der Onkel mancherorts *Äume*, ein

Heranwachsender *Jaust*, eine Schublade wird *Trecke* genannt, die Suppenkelle *Scheppe*. Frauen sind dinglich: *datt Lisbeth*. Und statt «uns» heißt es «wir». Lass uns gehen? *Lo via gaohn*. Obwohl Anna und Bernhard auch aus Westfalen stammen, aber aus den nördlichen Ebenen, sollen sie das Sauerländer Platt nie ganz verstanden haben. Wenn es wollte, redete das Dorf über die zwei hinweg, schloss sie aus und schweißte sie so zusammen. Zwei *Expats*, die eine Community bilden.

Die dritte Theorie sucht nicht nach Gemeinsamkeiten zwischen beiden Brautleuten. Die «Witwe C. Vogelheim», heißt es da, habe einen fleißigen Helfer für ihre Geschäfte gesucht und den besten im berechenbaren Lehrer und pflichtbewussten Soldaten gefunden. Auf Clemens, den Eroberer, folgte demnach Bernhard, der Bewahrer.

Alles davon kann zutreffen, nichts muss. Vielleicht wollte Anna einfach keinen fetten, verbrauchten Alten mit faulen Zähnen und Hornhaut an den Händen. Möglich auch, dass Bernhard am Tag seiner Ankunft in Cobbenrode in eine tiefe Liebe zu dieser seltsamen Frau fiel, mit deren Existenz er vorher nicht rechnen konnte. Dass er dann beharrlich um sie warb, mit verstecktem Charme und einem Witz, den die Fotos von ihm nicht transportieren.

Ich scheitere daran, die Liebe zwischen Anna und Bernhard auszumalen wie die Innigkeit zwischen Anna und Clemens. Anna geht dadurch nichts mehr verloren. Trotzdem fühlt es sich an, als würde ich ihr etwas verweigern.

1910

In Cobbenrode richtet die Firma Falke eine Niederlassung ein, zunächst in einem Privathaus. Etwa zehn Strickerinnen machen sich ans Werk.

In Nürnberg gründet Sigmund Freud die Internationale Psychoanalytische Vereinigung.

In Großbritannien verschärfen die Suffragetten ihren Kampf ums Frauenwahlrecht, einige treten in Hungerstreik, andere verüben Brand- und Bombenanschläge. Während einer Demonstration vor dem Parlament kommt es seitens der Polizei und männlicher Zivilisten zu grober Gewalt und sexuellen Übergriffen.

Im Deutschen Reich leben fast 65 Millionen Menschen.

1911

Die Sozialistin Clara Zetkin ruft zur Teilnahme am ersten Internationalen Frauentag auf.

Der Deutsche Reichstag spricht sich gegen die schlichte Antiqua als Amts- und Schulschrift aus und hält an der Frakturschrift fest.

Das Kanonenboot *Panther* der Kaiserlichen Marine landet im marokkanischen Agadir, eine Provokation der Kolonialmächte Frankreich und England.

In Berlin strömen 200.000 Menschen zu einer Friedenskundgebung, initiiert von der SPD.

In Belfast läuft das größte Schiff der Welt vom Stapel, die *Titanic*.

Die *Mona Lisa* von Leonardo da Vinci wird aus dem Louvre gestohlen.

Der Norweger Roald Amundsen und vier Begleiter erreichen als erste Menschen den Südpol.

In den Schwefelkiesgruben bei Cobbenrode streiken die Bergleute. Sie fordern mehr Lohn und Waschgelegenheiten. Dazu wollen sie ihr «Gezähe» – Werkzeug und Schubkarren – nicht mehr selbst mitbringen müssen. Die Grubenbesitzer weigern sich. Daraufhin kündigt die Mehrzahl der Arbeiter. Nach drei Monaten sind ihre Streikkassen leer. Der Aufstand bricht zusammen.

Die Postkutsche nach Cobbenrode wird von einem Postauto ersetzt. Letztmalig ziehen zwei Pferde sie im Januar ins Dorf hinauf, auf Kufen, durch Schnee. Die Einwohner nehmen Aufstellung vor dem Gasthof, Männer mit Zylindern und Frauen unter breitkrepfigen Hüten. Im Fenster von Zimmer Nummer 3, der Loge, stehen Anna und Bernhard.

Nach langer Bauzeit wird eine neue Eisenbahnstrecke durchs Sauerland fertiggestellt. Sie führt nicht durch Cobbenrode.

Im Dorf gründet sich ein Kriegerverein. Einmal im Jahr soll der Sieg gegen Frankreich gefeiert werden. Bernhard lässt sich in den Sechsmann-Vorstand wählen.

Erhalten ist eine Unterschrift Annas auf einer Abrechnung für die Post:

«Anna Raesfeld,  
verw. Vogelheim,  
geb. Kalthoff»

Auf dem Formular sprengt die Signatur den dafür vorgesehenen Rahmen.

Wenige Tage vor Annas 45. Geburtstag werden im Gasthof zur Post vermutlich wieder Kerzen vor Heiligenbildern angezündet. Die Hausherrin windet sich in Zimmer Nummer 3 in ihrem Bett. Erneut lasse ich die erfahrenste Hebamme des Dorfes herbeilaufen. Eine vertraute Magd legt Tücher bereit und kocht Wasser auf. Dieses Mal bleibt ein Mann in der Gaststube sitzen und beruhigt sich mit Schnaps.

«Wieg und Sarg! Wie nah steh'n oft die beiden ...»

Noch einmal Wehen, noch einmal Schmerzen, noch einmal Blut.

Eine Tochter.

Maria.

Ein Kind gegen alles Gerede, gegen alle Konventionen, gegen alle Wahrscheinlichkeiten.

Bald rast die Nachricht durchs Dorf, dass das Neugeborene gerade so viel wie «anderthalb Brote» wiege, eineinhalb Kilo. Und da ist kein Brutkasten, kein Kinderarzt, keine Klinik.

•••

Ein Stammbaum.

Wie natürlich und zwangsläufig in diesem Symbolbild das Wachsen und Gedeihen von Familien erscheint. Biologisch vorgegeben, unvermeidlich. Menschen bekommen Kinder, die dann wieder Kinder bekommen, ganz normal. Ein Stamm verzweigt sich, verästelt sich weiter zu einer Krone, die mal breiter und mal schmaler ausfällt, sich aber meistens symmetrisch ausformt, als folge ihr Wachstum einem Plan. Dann steht er da, der Baum, stark und knorrig, Symbol des Gelingens.

Aber stimmt das Bild? Kann ein Baum, dieses statische Ding, Familiengeschichten abbilden?

Wohl jeder Mensch kennt das tiefe Erschrecken, wenn ihm bewusst wird, wie sehr seine Existenz auf Zufällen beruht. Dass die Mutter und der Vater am selben Tag, zur selben Stunde am selben Ort ein Café betraten. Dass deren beider Eltern, schon vier Personen, in Tanzkursen, Zugabteilen, Luftschutzbunkern oder während einer Raucherpause zueinanderfanden. Und dass deren Eltern wiederum, bereits acht Personen ... dann 16, 32, 64. Die Wahrscheinlichkeit, nie gezeugt und geboren zu werden, ist millionenfach größer, sie potenziert sich von Generation zu Generation.

Nichts davon ist auf einem Stammbaum zu erkennen. Das blattgrüne Bild der sich organisch verzweigenden Familie spart sogar bei den Ehen, die geschlossen und bei den Kindern, die geboren wurden, alle Wachstumsschwierigkeiten aus – und darum geht es: Ein Stammbaum spricht unseren Ahnen deren Leistungen ab. Er zeigt nicht den Mut, sich zueinander zu bekennen. Die Kraft, sich über Alters- oder Konfessionsgrenzen hinwegzusetzen. Die Ausdauer, auch in Krisen aneinander festzuhalten oder das Wagnis, den Partner zu wechseln. Die Mühen, Kinder durch einen Krieg zu bringen. Eine Auswanderung anzugehen. Eine Krankheit zu überleben. Sich wiederholt den Gefahren einer Schwangerschaft und Geburt auszusetzen.

Anna musste gegen Widerstände angehen und gegen Einwände kämpfen, so stark, dass sie bis ins Heute wirken: Ihre erste Liebe zu Clemens erscheint mir romantischer und schöner zu erzählen als ihre

zweite zu Bernhard – obwohl ich der entstamme. Denn das Mädchen Maria, das Kind gegen alles Gerede, alle Konventionen, alle Wahrscheinlichkeiten, überlebt und wird später selber Kinder gebären, vier Töchter, die wiederum 13 Kinder haben werden, eines davon bin ich.

Es gibt eine Metapher, die den Beitrag der Annas unter unseren Ahnen besser abbildet als das Motiv eines scheinbar mühelos wachsenden Baumes. Ein Sinnbild, das Lasten und Schmerzen nicht auslässt. Es ist ein uralter Spruch, Ursprung unbekannt und etwas in Vergessenheit geraten, so wie uns das Bewusstsein dafür verloren gegangen ist, dass wir ohne die Ideen, den Mut und das Durchhaltevermögen unserer Vorfahren heute nicht das Leben, die Rechte, die Freiheiten und Möglichkeiten hätten, die wir haben und die uns manchmal allzu selbstverständlich erscheinen.

Wir sind Zwerge auf den Schultern von Riesen.

Und auf denen von Riesinnen.

• • •

In Cobbenrode versucht die kleine Familie, in den Alltag zu finden, bevor ein Krieg kommt, von dem nur wir schon wissen.

Priorität haben: die Post, der Gasthof, die Landwirtschaft und die Kinder Clemens und Maria, Halbgeschwister, sieben Jahre auseinander.

Bernhard lässt aus dem Münsterland eine Tante kommen. Eine der Frauen, die zeitlebens ledig blieben, bessere Mägde im Dienst ihrer eigenen Familien, von Schwangerschaften verschont, dafür von Hausarbeit gezeichnet. Waschen, Bleichen, Bügeln, Fegen, Scheuern, Schrubben, Schälen, Schaben, Reiben, Kochen, Backen, Melken, Buttern, Spülen, Spinnen, Stopfen, Nähen, Stricken, Häkeln. Alte Bilder zeigen die Tante in schmutzresistenten dunklen Kleidern. Leicht gebeugte Haltung. Knotige Hände. Strenger Mittelscheitel. Hohe Stirn. Ein Gesicht, das die Freundlichkeit eines eher anspruchslosen Menschen ausstrahlt. Das Wort «Tante» auf den Rückseiten der Fotoabzüge wie eine Funktionsbeschreibung, präsenter als der eigentliche Name.

Trotz Hilfe der Tante ist es unwahrscheinlich, dass Anna und ihre Familie in einer ländlichen Idylle leben, wie wir uns das heute vielleicht ausmalen. Der Wechsel der Jahreszeiten, die Obstblüte im Frühjahr, Ernteglück im Herbst? Es gilt immer öfter, sich eine Meinung zu bilden und Position zu beziehen, zu den Forderungen der streikenden Bergarbeiter in den nahen Gruben, zu wechselnden Feinden und Verbündeten des Reiches oder zu den Ideen der Sozialdemokraten im Berliner Reichstag. Die gesellschaftlichen Klassen sortieren sich neu, beinahe täglich widerlegt die Naturwissenschaft die vermeintliche Allmacht Gottes, und die Eisenbahnlinie transportiert den Wohlstand an Cobbenrode vorbei in andere Orte.

Wo steht Anna in dieser Umbruchszeit?

Als Gastwirtin ist sie eine Arbeitgeberin.

Als Postagentin ist sie Angestellte, jederzeit kündbar.

Als Hofbesitzerin gehört sie zur Landbevölkerung.

Als Händlerin kennt sie die Welt des städtischen Bürgertums.

Disruption auch damals, bis hin zu Fragen der Ernährung, wie heute. Was Anna und Bernhard essen, was die Tante kocht – darum wird zu ihrer Zeit im Alltagsleben der Deutschen ein früher Stadt-Land-Konflikt ausgetragen.

Die Mahlzeiten auf den Dörfern haben nichts mit dem zu tun, was heute in Gasthöfen als «Hausmannskost» oder «regionale Küche» verkauft wird. Das Essen der Landbevölkerung ist noch karger und monotoner als ohnehin angenommen, das haben Forscher durch den Abgleich von Tage- und Haushaltsbüchern ermittelt. In nord- und mitteldeutschen Landarbeiterfamilien isst ein Erwachsener zwischen 500 und 800 Kilogramm Kartoffeln pro Jahr, das Zehnfache der heutigen Menge. Hinzu kommen Brot und Mehlsuppen. Eier, Fleisch und Milch sind Luxusprodukte, Tomaten und Reis nahezu unbekannt, Mehlspeisen wie Spätzle nur im süddeutschen Raum verbreitet. Täglich wird fünfmal gegessen, die Mahlzeiten sind nach bäuerlichen Routinen getaktet: Nach der Fütterung der Tiere zwischen fünf und sieben Uhr ein erstes Frühstück, meist Suppe. Zwischen neun und elf Uhr Vesper auf dem Feld, oft Brot, Käse, eventuell Wurst. Als Hauptmahlzeit ein gemeinsames Mittagessen, gewöhnlich auf Basis von Kartoffeln, Erbsen oder Linsen. Nachmittags ein zweites Vesperbrot. Abends häufig die Reste vom Mittag, abschließend ein Abendsegen. Bis ins 20. Jahrhundert sitzen Mägde und Knechte auf vielen Höfen mit der Bauersfamilie am Tisch, mancherorts löffeln alle noch aus einer Schüssel. Gabeln, die mit Einführung kleinteiligerer Speisen an europäischen Höfen aufkamen, sind zwar längst bekannt, aber nicht immer und überall in Gebrauch, bei einigen sogar als Besteck der feinen Leute verschrien: «Mit der Gabel ist's ein Ehr, mit dem Löffel kriegt man mehr.»

In der Stadt ist alles anders. Mit der räumlichen Trennung von Wohnen und Arbeiten gehen zwar Traditionen verloren, aber es kommt auch Neues hinzu. Unternehmen wie Krupp gründen Kantinen, in denen das Essen vergleichsweise vielfältig ist, schon wegen der Nähe zu Handelsrouten und moderner Konservierungstechniken. Bis dahin wurden Rezepte von der Mutter zur Tochter gereicht, jetzt braucht es Inspiration für die Zubereitung bislang unbekannter Lebensmittel. 1910 stellt die Firma Dr. Oetker ihr erstes *Schulkochbuch* zusammen. Dazu treten rund um die Industriegebiete, entlang der Pendelrouten der Fabrikarbeiter, zahlreiche private Gaststätten miteinander in Konkurrenz. Im

wohlhabenden städtischen Bürgertum setzt sich die sogenannte «Doppelte Trias» durch: ein dreigängiges Mittagessen aus Vorsuppe, Hauptspeise und Dessert, der Hauptgang nochmals dreigeteilt in Fleisch, Gemüse, Kartoffeln.

Dass diese Art von Essen heute als ländliche Küche gilt, liegt daran, dass Städter sie damals für die offenbar rückständige Agrarbevölkerung zu propagieren beginnen. Die Offizierstochter Ida von Kortzfleisch gründet 1897 eine «Wirtschaftliche Frauenschule» für Bauerntöchter. 1913 sind im Deutschen Reich fast dreihundert «Wanderhaushaltungsschulen» registriert, deren Hauswirtschaftslehrerinnen in die hintersten Winkel des Landes ausschwärmen. Da ist der Ratgeber *Die Hausfrau auf dem Lande* bereits in vielfacher Auflage erschienen, in Stuttgart verlegt, in Romanform gehalten, weil man den Leserinnen auf dem Land keine Sachbuchkompetenz zuschreibt und sie nicht allzu direkt belehren will. Darum wird die Geschichte einer «Frau Margarethe» erzählt, die ihren Töchtern erklärt, ein kräftiger Körper benötige regelmäßig «Heizstoffe», also Kohlenhydrate, und «Kraftstoffe», Proteine. Immer wieder wird Vielseitigkeit gepredigt: «Da Frau Margarethe es liebte, auf ihrem Tische Abwechslung zu haben, so bereitete sie ihre guten, kräftigen Suppen auf verschiedene Weise. Die Kartoffelsuppen (besser von rohen, gewässerten, weich gekochten und ganz zerstoßenen, als von gekochten und am Reibeisen geriebenen Kartoffeln) bereitete sie bald (mit einem Teiglein aus Milch und ungeröstetem Mehl, wenn die Suppe nahrhafter sein sollte) mit süßer Butter oder gebratenem Speck und richtete sie über viel fein gewiegte Petersilie, Körbel und Schnittlauch oder über in Fett gelb gebackene Brodwürfel an. Oder sie dämpfte viel Zwiebeln in Fett weich und röstete Mehl darin bis zum leichten Anlaufen und löschte das mit der kochenden Suppe ab. (...) Ebenso kannte sie Mannigfaltigkeit in den Brodsuppen. Entweder kochte sie das fein geschnittene Brod in einer ganz dünnen Hafersuppe oder in einer Mehlsuppe von flüssig braun geröstetem Mehl oder in einer Suppe von leicht angelautem Mehl mit viel weichgedämpften Zwiebeln eine halbe Stunde langsam auf, oder sie setzte die Brodreste mit kaltem Wasser zum Feuer und kochte sie in zwei bis drei Stunden schleimig.»

Willkommene Ratschläge? Urbane Besserwisserei?

Was Anlass für einen Kulturkampf bieten könnte, Stadt gegen Land, akademische Welt gegen Bauernschaft, dürfte Anna begierig

aufgenommen und angewendet haben. Ganz sicher ist sie nicht frei von Distinktionslust. Wenn ein Fotograf kommt, kleidet sie sich bürgerlich, niemals in etwas, das heute als Tracht gelten würde. Und als Gastwirtin kocht sie – oder kocht die Tante – nicht privat. In einem Wirtshaus wird selbstverständlich von Tellern gegessen, mit Gabeln und Messern und möglichst mit einer wechselnden Auswahl von Speisen, mit Kreide auf Schiefertafeln präsentiert. Insbesondere bei Festessen zu Hochzeiten oder Begräbnissen sind mehrere Gänge gefragt. Von solchen Feiertagen ausgehend, in Gasthöfen aufgetischt, setzt sich die Trias auf dem Land durch.

So stelle ich mir die Familie Raesfeld-Vogelheim-Kalthoff im Jahr 1911 als eine Gemeinschaft vor, die in die Moderne will, in die Zukunft strebt, die nicht nur satt werden, sondern Schritt halten will.

Doch auch die Geschichte bleibt nicht stehen.

Vielleicht sieht die kleine Familie es nicht, will auch nicht sehen, wie sich die Welt um sie herum verdunkelt, weil die Menschen im Haus an der Staatschaussee damit beschäftigt sind, ihren Platz zu finden, nach außen wie innen. Anna, jetzt wieder jemandes Gattin. Bernhard, vom Alter her genau zwischen seiner Frau und deren Sohn. Clemens, der plötzlich eine Vaterfigur hat, die ihn zugleich als Lehrer in der Schule unterrichtet. Dazu Maria, die Neugeborene.

Die vier formen eine frühe Patchwork-Familie – ein Wort, das mich seltsam berührt, weil es mit über 100 Jahren Verspätung exakt das Phänomen beschreibt. Ich nehme an, damals verwendet das Dorf eher Begriffe aus Märchen, beruft Bernhard zum Stiefvater, Clemens zum Stiefsohn, Maria zu dessen Stiefschwester. Das klingt düster, problembeladen. Anna und Bernhard arbeiten dagegen an. Auf dem Türsturz ihres Gasthofs steht in großen Buchstaben *Clemens Vogelheim*. Jeden Tag liest der Sohn den Namen seines leiblichen Vaters und kann die Inschrift außerdem, als Erbe, als eigenen Namen deuten. Clemens sieht seinem verunglückten Vater unleugbar ähnlich, das Gesicht, das Lächeln, die Körperhaltung. Der Junge ist hochsensibel, kreativ, musikalisch, aber kein Menschenfänger, eher ein Sonderling. Es heißt, er könne im Beisein von Eltern und Schwester keine Mahlzeit zu sich nehmen, weil er Kau- und Schluckgeräusche anderer schwer erträgt. Er nimmt Teller und Besteck und verschwindet im Nebenzimmer. Findet er beim Stochern in einem Ei noch die Hagelschnur, überkommen ihn Anfälle von Ekel und Zorn, und er schleudert das Essen vom Tisch. Alles wird ihm vergeben. Unter Annas Anleitung verbringt der Junge viel Zeit am

Klavier. Er soll acht sein, als er in der Kirche den tattrigen Organisten ersetzt. Bald wird sein Stiefvater Bernhard ihm als «Papa» Feldpostbriefe voller Liebesbeweise schreiben. Die gemeinsame Tochter Maria läuft mit.

1912

In Den Haag verständigt sich eine Internationale Opiumkonferenz auf strengere Kontrollen des globalen Drogenhandels.

Der Deutsche Reichsausschuss für Olympische Spiele führt das Sportabzeichen ein.

Während ihrer Jungfernfahrt über den Nordatlantik rammt die *Titanic* einen Eisberg und sinkt.

Franz Kafka schreibt die Geschichte des Gregor Samsa, der eines Morgens als Ungeziefer aus unruhigen Träumen erwacht: *Die Verwandlung*.

In Russland massakriert ein zaristisches Regiment streikende Bergarbeiter.

Der Deutsche Reichstag billigt den Bau zusätzlicher Schlachtschiffe. Cobbenrode gründet eine Freiwillige Feuerwehr, Bernhard tritt bei.

1913

Der Industrielle Henry Ford probiert in einem Werk in Michigan ein Fließband aus, um die Produktion von Autos zu beschleunigen.

In Rio de Janeiro erschließt eine Seilbahn den Gipfel des Zuckerhutes.

In Kopenhagen wird die Kleine Meerjungfrau enthüllt.

In Thessaloniki erschießt ein Anarchist den griechischen König. Der Deutsche Reichstag genehmigt die Aufstockung des Heeres.



Im Frühjahr 1913 beruft die Armee Bernhard als Gefreiten der Reserve zu einem Manöver ein. Aus Cobbenrode schickt Anna ihm eine Postkarte auf den «Truppenübungsplatz Ohrdruf in Thüringen». Auf der Bildseite ein Foto von Clemens und Maria, die Kinder sind zwischen dschungelgroßen Rhabarberblättern im Garten drapiert, viel junges Leben. Auf der Textseite eines der wenigen persönlichen Dokumente von Anna. Ihre Schrift ist nicht mehr so raumgreifend, welterobernd wie in ihren Poesiealben, sondern vom Alltag geschliffen, klein und eng. Anna ringt um Platz auf acht mal zehn Zentimetern Pappe.

Sie schreibt:

«Lieber Papa! Heute morgen leider nichts erhalten (gestern abend Brief + 2 Karten). Hoffentlich bist du nicht krank, sondern guter Dinge. Schmies Mutter ist sehr schlecht, tuts nicht lange mehr. Heute ist es Regenwetter. Gestern waren viele Brachter hier, waren nach Arnsberg gewesen. Tröster hat ½ Jahr Gefängnis bekommen und die Kosten (circa 3000 Mk.). Der Dr. Tröster ist freigesprochen. Morgen ist Brachter Schützenfest.

Unsere Italiener sind raus = 18 muntere Dinger. Sane macht noch nichts, soll wohl warten bis Montag.

Nun leb wohl l. Herzchen, noch 12 Zöglinge. Gruß von Kathi, ist gerade hier. Herzl. Gr. & Kuss D. A.

Clemens + Maria»

Ich begreife fast nichts.

Bei den 18 munteren Italienern dürfte es sich um Küken einer Geflügelrasse handeln. Bei Sane um eine trächtige Kuh. Die zwölf Zöglinge könnten bedeuten, dass Anna ihren Mann in der Schule vertritt. Kriminelle scheint sie auch zu kennen. Dazu steht ein Tod bevor, routinemäßig erwähnt wie das Schützenfest. Und es regnet.

Ich kann nicht verhehlen, dass da ein Stich Enttäuschung ist. Die Postkarte einer Lehrerin, einer Liebenden, könnte anders klingen. Mehr Vermissen, mehr Verstehen angesichts dessen, was droht. Aber Anna hat die Karte nicht für mich geschrieben, den nachträglichen Leser, sondern in ihrer Zeit, umstellt von ihrer Gegenwart. Auch wenn ich ihr Leben entlang eines roten Fadens erzähle, verläuft es in Wirklichkeit mäandernd, berührt oft Kleinigkeiten und Banales.

Das könnte die Postkarte für uns dokumentieren, die wir nie als Empfänger gedacht waren: Es gibt eine Gleichzeitigkeit von Grundstürzendem und Gewöhnlichem, zu allen Zeiten.

Eine Karte von Bernhard aus demselben Jahr.

Vom Poststempel über der kraftprotzenden Germania sind nur drei Buchstaben geblieben. INZ, wahrscheinlich Mainz, Garnisonsstadt. Auf das Manöver im Osten folgt eine Übung im Westen.

«L. Anna und Kinder!

Immer noch frisch u. wohlgenut. Haben heute Abend 2 Stunden Skat gehauen u. gehen jetzt bald zu Bett. Ich denke recht oft an Euch u. träume manchmal von der l. Heimat. Bis morgen.

Herzl. Grüße u.K., D. B.»

• • •

1914

In Sarajevo erschießt ein Bosnier das Thronfolgerpaar Österreich-Ungarns, Erzherzog Franz-Ferdinand und dessen Frau Sophie.

Österreich-Ungarn erklärt Serbien den Krieg.

Serbiens Verbündeter Russland macht mobil.

Das Deutsche Reich erklärt Russland den Krieg.

Frankreich mobilisiert seine Armee.

Deutschland erklärt Frankreich den Krieg.

Deutsche Truppen marschieren in Belgien ein.

Großbritannien erklärt dem Deutschen Reich den Krieg.

Serbien erklärt Deutschland den Krieg.

Montenegro erklärt Österreich-Ungarn den Krieg.

Frankreich erklärt Österreich-Ungarn den Krieg.

Japan erklärt dem Deutschen Reich den Krieg.

Russland erklärt dem Osmanischen Reich den Krieg.

1915

1916

1917

1918

Keine Erfindungen, keine Einweihungen, keine Kunstwerke? Es hat all das gegeben, in geringerem Ausmaß, aber während eines Krieges wird mehr zerstört als geschaffen, außerdem scheint die Zeit ihren linearen Charakter zu verlieren. Sie dehnt sich endlos beim Warten auf einen Brief. Und innerhalb einer Sekunde kann ein Leben beendet sein. Es ist kaum nachzuzeichnen, wie explosionsartig die Katastrophe sich vom waffenklirrenden, kriegslüsternen Kontinent über die Welt ausbreitet, anfangs untermalt von Jubel. In ihrer Freude über die Entfesselung sind die Feinde sich einig. Aus deutscher Perspektive toben Schlachten an «Westfront» und «Ostfront», hinzu kommen unter anderem Kämpfe auf dem Balkan, in Galizien, im Kaukasus, an einer «Mesopotamienfront» und in Persien, Gefechte in mehreren Regionen

Afrikas, in China und Neuguinea, Seeschlachten in der Nordsee, im Indischen Ozean, vor Chile und bei den Falklandinseln.

In Cobbenrode melden sich die Männer «zur Fahne», notiert Bernhard, dem als Lehrer aufgetragen ist, die Ereignisse festzuhalten. «In schneller Aufeinanderfolge eilten 13 Reservisten und 12 Landwehrmänner zu den Waffen. Wohl flossen beim Abschied von den Angehörigen einige Tränen, aber freudig und unter begeistertem Gesang fuhren sie im bekränzten Wagen aus ihrem Heimatdorf.» Schnell braucht es mehr Soldaten, Rekruten werden eingezogen, Zwanzigjährige. Bald sind 87 Männer und Jungen aus dem Dorf und der Umgebung fort.

Der erste stirbt drei Wochen nach Kriegsbeginn, Theodor Schulte verreckt vor Lunéville, Frankreich. Bernhard schreibt vom «Heldentod».

Dann wird der Nachbar Johann Korte vermisst, verschwunden in der Schlacht bei Neufchâteau, Belgien. Dort, in den Ardennen, entdecken Pioniere in einer Senke Gefallene, dicht aneinandergedrängt, in einem Winkel von 60 Grad fast aufrecht stehend. Sie sprechen von einer «Mauer von Toten».

Weit im Osten erlebt der österreichische Dichter Georg Trakl als Sanitätsleutnant die Schlacht von Gródek mit. In einem Lazarett soll er weitgehend allein fast 100 Schwerverletzte versorgen. Er erleidet einen Nervenzusammenbruch, versucht sich zu erschießen, stirbt schließlich im November 1914 an einer Überdosis. Wenige Tage vor seinem Tod verfasst er ein Gedicht mit dem Titel *Grodek*, darin die Zeile: «Alle Straßen münden in schwarze Verwesung.»

Im Westen verabreden Briten und Deutsche an einigen Frontabschnitten über Weihnachten einen Waffenstillstand unter dem Motto «Leben und leben lassen.»

Dann geht das Töten weiter.

1915 erschießt sich der Cobbenroder Franz Hufnagel selbst, laut Bernhard «durch Unvorsichtigkeit bei Handhabung des Gewehrs». Als vermisst gemeldet werden die Dorfbewohner Josef Kathol und Egon Schauerte, gestorben sind Franz Kemper, Johan Huite, Johann Mues, Franz Richard.

Die Zeit schreibt sich jetzt vor allem auf Grabsteinen ein.

Im zweiten Kriegsjahr wird Bernhard eingezogen.

Auf Fotos aus den Vorkriegsjahren trägt er die Uniform der sogenannten Linien-Infanterie: Fußvolk in Reih und Glied, den

Reitern vorweg, Kanonenfutter.



Wieder stellt Anna die Kinder zwischen den Rhabarberblättern im Garten auf. Maria im Kleid. Clemens wie ein junger Marinesoldat mit Uniformjacke und Mütze. Dahinter Anna, am Kragen ein Eisernes Kreuz. Heimatfront.

Aus dem Krieg schickt Bernhard Feldpostkarten nach Hause, an Anna, auch an die Kinder, mit Bleistift geschrieben und von der Zensur kontrolliert. Auf den Stempeln sind die meisten Jahreszahlen verwischt, zerkratzt. Ich sortiere die Karten nach Emotionen. Von Zuversicht zu Wehmut.

«Mein lieber Clemens!

Die herzlichsten Grüße und Küsse sendet Dir und Mama und Maria in Liebe Papa.

Umseitig siehst Du unser Unterständchen, in dem wir zu 4 Ufffz. wohnen. Nebenan werden noch Unterstände gebaut.

Gruß an alle im Hause.»

«Liebe Maria!

Die herzlichsten Grüße und Küsse sendet Dir und Clemens in Liebe  
Papa.

Gruß an Tante und alle im Hause.»

«Mein lieber Clemens!

Vielen herzl. Dank für Dein liebes Briefchen. Wenn ich in Urlaub  
komme, werde ich mir die schönen Liedchen alle anhören. Viel 1000  
herzl. Grüße und Küsse Dir und Mama und Maria von Papa.»

Um Truppenverschiebungen und andere Militärgeheimnisse zu  
verschleiern, dürfen die Soldaten in ihren Schreiben keine  
Ortsangaben machen. Wer wo ist, wissen die Angehörigen nicht  
eindeutig. Daher können sie aus Zeitungsmeldungen über siegreiche  
oder verlorene Gefechte nicht direkt auf den Verbleib ihrer Männer,  
Väter und Söhne schließen. Allenfalls mit Verzögerung oder guter  
Kenntnis des Heeresaufbaus gelangen sie an Hinweise. Zwei  
Postkarten Bernhards tragen den Aufdruck «9. L. 80», offenbar die  
Abkürzung für das Neunte Landwehr-Infanterie-Regiment 80. Laut  
«Gefechtskalender» unter anderem eingesetzt in Stellungskämpfen  
und Abwehrschlachten am Fluss Marne, in den Wäldern der  
Argonnen, bei Verdun.

«Mein lieber Clemens!

Wünsche Dir viel Gutes und Liebes zu Weihnachten. Sei auch ferner  
brav und fleißig. Viele herzliche Grüße und Küsse Dir u. Mama und  
Maria von Papa.»

«Mein lieber Clemens!

Nun bin ich wieder glücklich bei meinen Kameraden angekommen.  
Viel schöner aber ist es bei Euch. Es ist jetzt 7 Uhr. Da könnten wir  
noch etwas Skat spielen, oder Eile mit Weile oder Dame-Spiel. Nun  
leb wohl, mein lieber Junge und sei Du mit Mama und Maria herzlich  
gegr. u. geküsst von Papa.»

«Liebe Anna, l. Kinder!

Eine Aufnahme von unserem Unterstand, der von den betr. Leuten  
erbaut ist. Sonst alles gut und wohl. Schreibe heute noch einen Brief.  
In Liebe 1000 herzl. Grüße u. Küsse Dir und den b. lieben Kindern. In  
Liebe Bernhard. Grüße an Tante u. alle im Hause. Sowie alle Bekannte  
u. bes. den Herrn Lehrer.»

Vermutlich sind die «betr. Leute» tot, der Hinweis auf «Betroffene» so vage, dass er es durch Aufmerksamkeitsraster der Zensoren schafft. Demnach rückt Bernhard in den verwaisten Unterstand ein, «sonst alles gut und wohl». Seine Briefe lesen sich nicht mehr nach Kriegsverklarung, nicht mehr nach Abenteuern im «Unterstndchen». Manche seiner Zeilen klingen, als preise Bernhard in seinen Abschiedsgruen schon den Tod ein. Falls ich seine Karten in die richtige Reihenfolge bringe, dokumentieren auch die Fotos auf den Vorderseiten eine Entwicklung. Anstelle von Kasernen bilden Stellungen den Hintergrund. Von Wäldern bleiben verkohlte Baumskelette. Die Soldaten halten keine Bierkrüge und Spielkarten mehr in Händen, sondern Spaten und Schaufeln.

Sie werden weniger.

Seltsam, dass inmitten des Gemetzels Reserven für so etwas blieben: Fotos zu machen und sie auf Feldpostkarten zu drucken.

In Cobbenrode muss Anna damit rechnen, dass Bernhard als Nächster «betr.» ist. Der zweite Mann, den sie verlöre. Nicht in der Drescherei direkt vor der Tür, sondern weit weg in einem verschlammten Schützengraben.

Wie alle im Dorf wartet Anna jeden Tag auf Briefe von der Front. Anders als alle anderen im Dorf wird sie dabei als erste mit jeder Todesmeldung konfrontiert, denn die Nachrichten treffen ja bei ihr ein, in der Postagentur. Entweder handelt es sich um knappe Verlustmeldungen: Name, Geburtsdatum, Rang, Einheit des Gefallenen. Oder Post von Angehörigen an die Soldaten kehrt ungelesen zurück, gestempelt mit dem Hinweis «nicht zustellbar».

Die Sehnsucht nach Briefen ist immer verdunkelt von Angst vor schlechten Nachrichten. Der Wunsch, Anna möge die Ankunft eines Schreibens melden, ist verschattet von der Sorge, sie allein, zu ungewohnter Tageszeit, mit nur einem Stück Papier in der Hand, auf das eigene Haus zugehen zu sehen. Der Krieg hat Anna zur Todesbotin gemacht.

Aller Wahrscheinlichkeit nach meldet sie Eltern den Tod von Söhnen, die einst ihre Schüler waren und denen sie laut Lehrmaterial von «Fremdlingen» erzählte, vom «römischen Joch» und vom «schönsten und bildungsfahigsten Stamm» auf Erden, dem eigenen. Nun muss sie Müttern und Vätern Todesnachrichten überbringen. Ob

da Reue den Panzer aus Patriotismus durchdringt?

Kurz nach Kriegsausbruch werden in Deutschland die Lebensmittel knapp, vor allem Brot. Im Herbst, zur Ernte, fehlt es an Männern auf den Feldern. Dazu bricht der Welthandel zusammen. Die Lebensmittelpreise steigen. Zuerst verbietet die Regierung das Verfüttern von Roggen an Vieh, dann führt sie Brotkarten ein. Einem Erwachsenen stehen täglich noch «250 g Brot oder 175 g Mehl» zu. Auf dem Land werden Überschüsse beschlagnahmt, um die Menschen in den Städten zu versorgen, die plötzlich nicht mehr Avantgarde sind. Eine Kriegskemikalien AG aus Berlin übernimmt den Betrieb der Schwefelkiesgruben bei Cobbenrode, das Reich benötigt dringend Sprengstoff. Die neuen Bergwerksleiter treiben französische Häftlinge in die Stollen. Auch den Cobbenroder Bauern werden Kriegsgefangene als billige Helfer angeboten. Die lehnen ab – sie trauen den Franzosen nicht. Die Regierung ordnet an, samstags, sonntags, montags und dazu an Tagen, an denen im Ort junge Männer rekrutiert werden, keinen Schnaps mehr zu verkaufen. Kurz darauf erreicht den Gasthof zur Post die Weisung, montags und donnerstags keine Fleisch- und Fischgerichte mehr anzubieten, die in Fett gebraten werden. Weil auch Öle knapp sind, sollen Kerzen höchst sparsam genutzt werden. Um die Soldaten an der Front mit Marmelade versorgen zu können, müssen Beeren gesammelt werden. Kinder bekommen schulfrei, um Pilze zu suchen.

Aus der Ortschronik: «Der Herr Minister für Landwirtschaft usw. empfiehlt das Sammeln von Brennesseln, aus deren Stengelfasern Gewebe gewonnen werden soll.»

Notstand auch bei der Post. Bis zum Ende des Krieges wird etwa die Hälfte der männlichen Beamten eingezogen sein, zugleich ist wegen der Masse an Feldpost mehr zu tun. Da stellt die Post tausende Frauen ein, darunter 87.000 «Kriegsaushelferinnen». In Dresden lässt sich die Fahrerin eines Postautos fotografieren. Berlin schickt Briefträgerinnen los. Wertschätzung, gezwungenermaßen.

In Cobbenrode wiederum verwandelt sich Anna in eine Bäuerin. Der Betrieb des Gasthofs ist reglementiert, die Zahl der Besucher gering, der eigene Mann an der Front, der Hof in ihren Händen. Klagen die Kinder über Hunger? Schafft die Mutter heimlich Getreide beiseite? Verkauft sie im Gasthof Schnaps und Fleisch unter der Theke hinweg? Erwartet sie hoffend und bangend die nächsten Postsäcke? Hätte Anna – wie Bernhard – den Auftrag erhalten, die

Ereignisse während des Krieges zu protokollieren, wüssten wir mehr.

Auch Annas Briefe an die Front sind verschwunden. In meiner Vorstellung sind sie mit Liebesschwüren, Mutsprüchen und Alltagsberichten Millionen anderer Frauen aus allerlei Ländern in zugeschütteten Gräben und Gräbern verrottet und heute auf schrundigem Gelände von Gras überwachsen. Dass die Post der Soldaten hingegen halbwegs sicher in deutschen, französischen, englischen, russischen, österreichischen, italienischen Häusern lagerte, hat die Geschichtsschreibung nochmals vermännlicht.

Bernhard bleibt über Jahre fort, bis mindestens 1917. Da setzen die Armeen bereits Panzer und Giftgas ein. Deutsche Zeppeline werfen Bomben ab. Die Vereinigten Staaten treten in den Krieg ein. In den USA fordert eine Uncle Sam-Figur auf Plakaten Männer auf, der Armee beizutreten: *I want you for U.S. Army*. Soldaten werden nach Europa verschifft. 1918 treffen amerikanische Truppen an der Marne auf das Infanterie-Regiment, in dem Bernhard dient. Denkbar, dass Annas Mann auf dem Schlachtfeld Annas Bruder gegenübersteht. Wilhelm, ein Jahr zuvor in Kalifornien als William gemustert.

Das Kriegsende ist für Cobbenrode spärlicher dokumentiert als der Ausbruch. Geschlagene und Verwundete kehren nicht in bekränzten Wagen heim, keine Kapelle spielt für sie. Ich finde einen Hinweis, dass ein Gasthof im Winter 1917/1918 versucht, zur Belustigung der Menschen Stummfilme zu zeigen. Aber die Kälte macht die Zelluloidstreifen so spröde, dass sie reißen. Irgendwann kommt auch Bernhard zurück. Erst zwei Jahre nach dem Friedensschluss schreibt er seinen Bericht zu Ende: Zehn Männer aus dem Ort gerieten in Gefangenschaft, zwei blieben verschollen, 14 sind tot.

Johann, Egon, August, Franz, Fritz, Otto.

Bernhard verfasst seine Schilderung im historischen Präsens, die letzten Kriegsmonate schildert er so: «Der Krieg will kein Ende nehmen. Krieger kehren aus dem Felde, aus dem Lazarett als unbrauchbar zurück, Rekruten werden neu ausgehoben u. ins Feld geschickt. Leute, die schon lange verwundet und als unheilbar entlassen sind, werden bei Bedarf neu untersucht und als brauchbar befunden ins Feld geschickt. Selbst Krüppel werden in den stolzen bunten Rock gesteckt. Heute ist es kein Ehrenrock mehr; niemand macht sich noch eine Ehre daraus, für König u. Vaterland zu kämpfen. Widerspenstigen, reklamierenden Arbeitern droht man, sie ins Feld, in den Schützengraben zu schicken. Es ist weit gekommen.»

...

Die Welt nach dem Krieg, sie ist eine andere. Etwa zehn Millionen Soldaten sind gestorben, dazu sieben Millionen Zivilistinnen und Zivilisten. Versehrte humpeln durch die Städte. Männer, denen Gliedmaßen fehlen, erblindete Männer, Männer mit zerstörten Gesichtern, Teile des Schädels weggesprengt. Schon aus den Schützengräben meldeten Militärgeistliche, sie fänden in einem «Chaos aus Fleisch und Blut» keine Mäuler mehr, in die sie den Sterbenden die letzte Hostie legen könnten. Jetzt mühen sich Ärzte bei Überlebenden an bislang ungekannten Verletzungen. Sie sprechen von «Trümmers Gesichtern», laborieren mit Ersatzteilen aus Gelatine, transplantieren Haut und Rippen. Die Gesichtschirurgie entsteht. Bis zum Waffenstillstand hatten die Kriegsparteien ihre am schlimmsten verwundeten Soldaten versteckt, um Bürgerinnen und Bürger nicht zu demoralisieren. Auch nach 1918 bleiben viele Verwundete in Heimen und Werkstätten. In den Städten entwickeln Chirurgen wie Ferdinand Sauerbruch Prothesen für Arme, Beine, Füße. Neurologen treffen auf Patienten mit Tinnitus, Amnesie, Depressionen und versuchen, Kriegszitterern zu helfen. Nicht jeder, dem der «Heldentod» als ehrenvoll geschildert wurde, bringt Verständnis für diese zerstörten Seelen auf.

Zeitgleich rast die Spanische Grippe durch die erschöpften Bevölkerungen. Das kostet weltweit noch einmal 20 Millionen Leben, mindestens.

Wer davonkommt, erlebt Geschichte wie im Zeitraffer. Revolutionen, Umstürze, Räterepubliken. In Russland wurde die Zarenfamilie ermordet. Dort herrschen jetzt Kommunisten. Die Österreichisch-Ungarische Monarchie zerfällt, die Zweite Polnische Republik entsteht, die Balten kämpfen um Freiheit. Landkarten werden neu gezeichnet, auch die Parteienlandschaft sortiert sich um. In Kiel meutern Matrosen, Wilhelm II. flieht ins Exil. In Berlin ruft der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann vom Reichstag eine Republik aus, die erste deutsche Demokratie. Die neuen Nationalfarben sind Schwarz, Rot und Gold.

Das widersprüchliche Jahr 1919 ließe sich durchweg chaotisch und dräuend erzählen:

Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht werden ermordet.

Ein Generalstreik in Berlin wächst sich zu einem bewaffneten Aufstand aus. Bei bürgerkriegsähnlichen Kämpfen sterben 1200 Menschen.

In München wird eine Räterepublik ausgerufen und niedergeschlagen. Der Friedensvertrag, der in Versailles ausgehandelt wird, erscheint den meisten Deutschen unannehmbar.

In Mailand gründet Benito Mussolini die faschistische Organisation *Fasci Italiani di combattimento*.

Deutschland, militärisch besiegt, gerät auch wirtschaftlich in Not. Handelsbeziehungen sind zerstört, Vertrauen ist verloren, Industrien liegen darnieder – und die von den Schlachtfeldern heimkehrenden Männer drängen auf den Arbeitsmarkt. Die Post entlässt die meisten der Frauen, die sie während des Krieges einstellte.

60.000 Kündigungen. *Ein Merkblatt für weibliche Angestellte* des Reichsamtes für wirtschaftliche Demobilmachung appelliert: «Wer nicht unbedingt aufs Verdienen angewiesen ist, bleibe (...) jetzt dem Arbeitsmarkte fern, kehre in seine Familie zurück und nutze die Zeit zur häuslichen Ausbildung.»

In Cobbenrode geht Bernhard nicht in den Schuldienst zurück. Einem Dokument zufolge ist er schon seit 1912 kein Lehrer mehr, sondern führt mit Anna den Gasthof zur Post. Beide scheinen eine Arbeitsteilung zu finden. Bernhard lässt sich in die Landwirtschaft einweisen und assimiliert sich über den Austausch mit den benachbarten Bauern endgültig im Dorf. Anna bleibt Postbevollmächtigte. Die alten Briefmarken mit der kraftstrotzenden Germania sind jetzt mit einem Aufdruck versehen: «5 Pf. für Kriegsbeschädigte». Ein neues Wertzeichen zeigt einen Baumstumpf, aus dem frisches Eichenlaub sprießt.

Nach keiner einzigen Hochzeit im Jahr 1916 werden in Cobbenrode 1919 elf Ehen geschlossen. Vermutlich füllt sich auch die Wirtsstube wieder, werden die Karten neu gemischt, in mancherlei Hinsicht. Einige Männer werden beim Bier ihre Kriegserlebnisse beschweigen, andere revanchistische Reden schwingen, manche die Demokratie feiern. Es gibt viel zu bereden, nicht nur rückblickend.

Deutschland diskutiert eine neue Verfassung. In den Städten ist die Hölle los. Proklamationen, Straßenschlachten, Morde. In vielen Teilen Europas toben nach wie vor Kämpfe. Verhandlungen um Truppenabzüge, Gebietsaufgaben und Grenzverläufe führen zu neuen Konflikten. Der Krieg endet nicht abrupt.

Die Menschen sprechen damals auch nicht vom Ersten Weltkrieg, sondern vom Großen Krieg, weil sie nicht wissen, dass ein zweiter folgt. Historiker werden die Phase im Nachhinein *Interbellum* nennen, Zwischenkriegszeit. Ein deprimierender Begriff, der vorwegnimmt, was den Zeitgenossen noch nicht bewusst sein konnte. Er lässt damalige Hoffnungen und Handlungen vergeblich erscheinen und Lebensfreude wie Leichtsinn wirken. Damit wird man der Lebensleistung ganzer Generationen nicht gerecht. Denn 1919, das heißt ja auch:

In Deutschland einigen sich Arbeitgeber und Gewerkschaften auf die Einführung des Achtstundentages.

In Weimar gründet der Architekt Walter Gropius das Staatliche Bauhaus, eine Schule für Architektur, Kunst und Gestaltung.

Die Akademie der Künste in Berlin macht die zeitkritische Grafikerin Käthe Kollwitz zum Mitglied.

Der Schauspieler Charlie Chaplin ruft mit Kolleginnen und Kollegen die Filmgesellschaft United Artists ins Leben, um unabhängig von großen Studios arbeiten zu können.

Während der Verhandlungen um den Friedensvertrag von Versailles entsteht die Idee eines internationalen Gremiums, des Völkerbundes.

In London gründet die ehemalige Lehrerin Eglantyne Jebb die Hilfsorganisation *Save the Children*. Auf Reisen über den Balkan, durch Russland, Österreich-Ungarn und Deutschland war Jebb zahlreichen Kindern begegnet, die an Kriegsfolgen litten. Dazu schreibt sie eine Charta der Kinderrechte.

Als am 19. Januar 1919 in Deutschland die Wahl zur verfassungsgebenden Nationalversammlung stattfindet, ist das Wahlalter von 25 auf 20 Jahre herabgesetzt. Und erstmals haben Frauen Wahlrecht.

Die *Dortmunder Zeitung* berichtet anschließend: «Die Wahlen zur Nationalversammlung sind mit den bisherigen Reichstagswahlen in keinen Vergleich zu stellen. Sie sind ein historischer Denkstein des deutschen Volkes. Von dem Ausfall dieser Wahlen hängt unendlich viel mehr ab als von den Reichstagswahlen. Trotzdem ist noch keine

Reichstagswahl so still und ruhig hier in Dortmund verlaufen, wie gestern die Wahl zur Nationalversammlung, obwohl man auf allerlei Störungen rechnen konnte. Was dem Wahlbilde neben allem noch einen eigenen Stempel aufdrückte, war, daß die Frauen zum ersten Mal zur Urne schritten. In unserer Stadt war ihre Beteiligung recht lebhaft.»

Die *Berliner Börsen-Zeitung*: «Die Wahlen hatten diesmal eine besondere Note durch die Frauen erhalten. Fast überall machte man die Beobachtung, daß die Frauen die ersten waren, die sich am Wahltisch einfanden, um ihrer neuen staatsbürgerlichen Pflicht zu genügen.»

Die *Vossische Zeitung*: «Viele Stunden lang harrten die Wähler und Wählerinnen vor und in den oft unzureichenden Lokalen bei unfreundlicher Witterung aus, um ihr Recht nicht zu versäumen.»

Die Beteiligung liegt bei 83 Prozent. 15 Millionen Männer und fast 18 Millionen Frauen geben ihre Stimmen ab. Deutschland ist in 36 Wahlkreise unterteilt. Cobbenrode gehört zu Westfalen-Süd, mit den Arbeiterstädten Bochum und Dortmund im Norden und den ländlichen Gegenden im Süden. Auf den Dörfern dominiert die katholisch geprägte Zentrumspartei, in den Städten die SPD. Zusammengenommen werden die Sozialdemokraten mit 41,3 Prozent stärkste Kraft. Das Zentrum erhält 28,3 Prozent. Die nationalistische Deutschnationale Volkspartei kommt auf 15,3 Prozent.

In Annas Wahlkreis kandidieren auch Frauen. Auf der Liste der Zentrumspartei tritt Agnes Neuhaus an. Sie ist zwölf Jahre älter als Anna, geboren in Dortmund, katholisch erzogen, Tochter einer Lehrerin, Mutter von drei Kindern, früh Witwe geworden. Unter dem Eindruck teils prekärer Bedingungen in den Industrievierteln setzt sich Neuhaus für «gefallene Mädchen» ein. Gemeint sind vernachlässigte Heranwachsende und Frauen, die vor der Ehe Geschlechtsverkehr hatten, nicht immer freiwillig. In Dortmund führt Neuhaus ein Schutzhaus für einstige Prostituierte, ledige Mütter und junge Schwangere.

Agnes Neuhaus wird gewählt. Als eine von 37 Frauen unter 423 Abgeordneten zieht sie in die Nationalversammlung von Weimar ein.

Ich glaube zu wissen, wessen Stimme sie erhielt.

•••

Manchmal ist Freiheit daran zu erkennen, dass sie nicht dokumentiert wird – eben weil ein Mensch frei ist von Aufträgen und Aufpassern. So scheint es bei Anna zu sein.

Je weiter ihr Leben voranschreitet und Anna sich aus Zuschreibungen löst, desto weniger ist von ihr überliefert. Dazu ist der Krieg vorbei, der Kaiser gestürzt. Mit dessen Reich lösen sich Hierarchien und Berichtspflichten auf. Ein Staatswesen verschwindet. Nur als Organigramm in Geschichtsbüchern existiert es weiter, in Form von Kästen und Pfeilen. In ihrer Wirklichkeit ist Anna keinem Kasten oder Pfeil mehr etwas schuldig, keine Untertanin mehr, sondern Bürgerin. Diese neue Freiheit macht sie noch schwerer fassbar.

Für die Zeit vor 1918 kann ich sicher sagen, dass Anna nicht wählte, weil sie nicht durfte. Jetzt, da sie wählen darf, ahne ich, wem sie ihre Stimme gibt, kann allerdings nicht behaupten, dass sie wirklich wählen ging. In Cobbenrode sind Anna und Bernhard wieder beisammen und hinterlassen keine Feldpostbriefe mehr. Schon länger muss Anna sich nicht mehr vor die Kamera eines Schulfotografen stellen. Keine Herrenrunde beschließt, ihr eine Kochmaschine zu genehmigen. Niemand führt Buch über ihr Leben.

Wie mag Anna das neue Deutschland wahrnehmen? Empfindet sie, die nie unterwürfig war, die Demokratie als passende Staatsform für sich? Oder fremdelt sie mit ihr, wegen des Chaos und der Gewalt in den Städten? Ist der verlorene Krieg für sie eine Schmach? Oder ist sie erleichtert und glaubt, ihr und den Kindern stehe ein Leben in Frieden bevor?

Anna schweigt dazu, kein Nachforschen bringt sie wieder zum Reden. Es liegt nahe, Anna hier dem Urteil der Sekundärliteratur zu überlassen und sie in Mithaftung für das Kommende zu nehmen, zu einer blinden Bürgerin des *Interbellums* zu stempeln, zu einer Tanzenden auf dem Vulkan, die erste Demokratie nicht genug schätzend und schützend. Wahrscheinlich wäre das korrekt.

Aber da ist ein Unbehagen. Es hat weniger mit dem Urteil zu tun als mit der Frage, ob ausgerechnet wir, die gegenwärtig Lebenden, die geeigneten Richter sind.

Auf eine deutliche, beinahe wütende Antwort auf diese Frage bin ich nicht in Standardwerken der Geschichtswissenschaften gestoßen, sondern zufällig, beim Lesen eines Romans. In seinem Buch *Pompeji*, das die Tage vor und während des Ausbruchs des Vesuvs nachzeichnet, schreibt der Schriftsteller Eugen Ruge: «Immer fühlen sich ja die Gegenwärtigen den Vergangenen überlegen. Immer glauben sie, es seien schon alle Fehler gemacht und sie selbst seien endlich angekommen bei der letzten Erkenntnis. Sie lachen über die verqueren Vorstellungen der Alten, fühlen sich abgestoßen von ihrer zurückgebliebenen Moral. Sie erfinden neues Kriegsgerät und neue Umgangsregeln. Sie halten ihr Wissen für gültig und sich selbst für vollendet. Sie begreifen nicht, dass auch sie nur Vorübergehende sind.»

Sich kopfschüttelnd über Verfehlungen der Vorfahren zu beugen, ist ein Exklusivrecht. Und es ist ein Exklusivunrecht. Denn von denen, über deren Unterlassungen man urteilt, kann man für die eigenen Irrtümer nicht in Haftung genommen werden.

Dabei ist fahrlässiger, wer die Hänge eines Vulkans im Wissen um dessen Gefährlichkeit wieder besiedelt.

Und leichtfertiger, wer eine Demokratie zum zweiten Mal aufs Spiel setzt.

Ich frage mich, was geschähe, wenn sich die Perspektive umdrehen ließe, wenn die Vergangenen einmal dem Treiben der Gegenwärtigen zuschauen könnten, wenn jemand wie Anna uns im Heute sähe. Anna, vaterlos mit zwölf. Anna, in die Niederlande verschickt. Anna, deren ersten Mann ein Antibiotikum gerettet hätte. Anna, deren zweiter Mann in den Krieg zieht. Anna, mit jeder Schwangerschaft selbst in Todesnähe. Anna, bis ins Alter von 52 Jahren ohne Wahlrecht. Anna, sich den Zumutungen ihrer Zeit stellend. Anna, entschlossen in die Zukunft ziehend.

Sie würde staunen, welche Krankheiten wir heute mit ein paar Medikamenten besiegen. Sie würde uns darum beneiden, wie viele Maschinen uns die Mühen des Waschens, Spülens, Kochens und Heizens abgenommen haben. Sie würde sehen, wie viel Freizeit wir haben; Forscher sprechen von einem Überschuss an freier Gehirnzeit, von einem «cognitive surplus», verachtfacht seit dem Jahr 1800. Aber vielleicht würde Anna sich fragen, was wir mit all dieser Zeit anstellen. Sie könnte den Eindruck haben, dass manche Entwicklung seit einer Weile rückwärts läuft, retardierend, einigen mühsam erkämpften Errungenschaften entgegen.

Drei Streamingdienste, aber kein Ehrenamt.  
Impflücken bei Masern, Diphtherie und Polio.  
Kollektives Beleidigtsein, sobald historische Umbrüche die eigene  
Sphäre erreichen.

Gäbe es neben Geschichtsbüchern auch Zukunftsbücher, in denen  
unsere Vorfahren über uns lesen könnten, kämen die 2020er wohl  
schlecht weg. Und wir sind erst bei der Hälfte.

• • •

Im Frühsommer 1919 schickt Anna ihrer Tochter Maria eine Karte. Der Inhalt ist nicht dramatisch, nur ein paar Zeilen, trotzdem ist die Post beachtenswert. Denn Anna schreibt von außerhalb. Nach langer Zeit ist sie es, die mal wieder das Haus, das Dorf verlässt: Anna fährt in die Ferien. Ihrer Tochter, adressiert als «Fräulein Maria», sendet sie knapp formulierte Grüße:

«Zur Erinnerung an meine Badezeit in Salzuflen  
20. Mai–12. Juni 1919  
Herzl. Gruß  
*Mama*»

Das könnte sich für die Empfängerin, ein achtjähriges Mädchen, ziemlich enttäuschend lesen, lieblos. Kein «Du», kein «Wir», kein Kuss. Vielleicht hatte es Anna nicht so mit Mütterlichkeit, jedenfalls nicht auf dem Postweg.

Dennoch muss die Karte die Tochter fasziniert haben, sonst hätte das Kind sie nicht aufbewahrt und das Schreiben hätte es nicht durch die Zeit geschafft. Eine Erklärung dafür bietet das Bild auf der anderen Seite: Anna hat sich in der Kurstadt fotografieren lassen, in einem professionellen Studio. Sie hat sich hinter einer Chaiselongue postiert, die geschwungene Lehne des Möbelstücks erinnert an eine Harfe. Darauf ruht Annas linke Hand, sehr sichtbar ein Ring. Anna trägt einen dunklen Mantel mit weitem Kragen, für den mir das passende Fachwort fehlt. Große Knöpfe zieren Schulterpartie und Manschetten. All das krönt ein Hut, über dessen Krempe drei Kunstblumen prangen. Denkbar, dass sich Anna in den Modegeschäften der Stadt neu eingekleidet hat.



Auch wenn wir angesichts des Bildes bemerken, dass Anna älter geworden ist, kennen wir sie so, ihren Stolz, auch ein gewisses Wirkenwollen. Ihrer Tochter könnte es anders gehen. Ihr ist die Mutter in den Kriegsjahren vor allem als Landfrau begegnet, als Bäuerin in Vertretung ihres Mannes. Nun steht da diese vornehm gekleidete Frau, entrückt, enthoben, fremd in den Augen des Kindes.

Bad Salzflen. Heute klingt das nach Provinz, nach Gebrechen, nach Uff. Mit etwas Boshaftigkeit wäre die Stadt südlich des Teutoburger Waldes in einem Satz abgehandelt.

Damals betritt Anna einen mondänen Kosmos, den nicht nur Kranke aufsuchen. Vor allem kommen Reiche, die genügend Geld und Zeit haben, um sich Erholung leisten zu können. Nebenbei werden Kontakte geknüpft. Umschwirrt von Kellnern, sitzen komplette Familien bei Kaffee und Kuchen auf der Terrasse des pompösen Kurhauses, jeder Tisch hält Hof, viele Eltern in der Hoffnung, standesgemäße Partner für die herausgeputzten Töchter und Söhne zu finden. Ein Motiv für Impressionisten wie Pierre-Auguste Renoir, der zu diesem Zeitpunkt noch lebt. Bad Salzuflen hat den Krieg unbeschadet überstanden, Sole- und Thermalquellen sprudeln, im Kurpark blühen Kastanien, weiß gleißeln Badehäuser und Pensionen. Viele Villen sind mit Veranden versehen, zurückgesetzte Balkone bieten Schutz vor der Sonne, Blässe ist modern. Einige Häuser sind mit Säulen verziert, der «Leopoldsprudel» ist mit einem Rundtempel überbaut. Historisierende Architektur, ein kleines Washington D.C. im Lipperland. Im Zentrum rieselt Quellwasser mehrere Gradierwerke hinab. Ursprünglich errichtet, um Salz zu gewinnen, haben die Wände den Ort in ein gewaltiges Freiluftinhalatorium verwandelt.

Aus einem Werbeprospekt, 1915 gedruckt:

«Die rings um die Gradierwerke führenden Promenaden, welche mit zahlreichen, zum Teil überdachten Bänken versehen sind, gestatten das Einatmen der mit Kochsalzteilchen angefüllten, ozonreichen, Geist und Körper stärkenden Luft in der angenehmsten Weise.»

Geraten wird zu «regelmäßiger Benutzung dieser Anlagen, und zwar möglichst auf der von der Windrichtung abgekehrten Seite». Wer will, kann einen der acht Badeärzte zu Rate ziehen, angeleitet von «Kreisphysikus Sanitätsrat Dr. Gottschalk».

Die Revolution? In Bad Salzuflen beschränkt sie sich im Wesentlichen auf einen Tag. Laut *Lippischem Allgemeinem Anzeiger* kam es nach dem Sturz der Monarchie zunächst nur zu «einigen Pferdediebstählen», rund um die erste Wahl dann zu tumultartigen Kundgebungen, was den vier Polizeibeamten der Stadt einiges abverlangte. Im Mai schließlich, zwei Wochen vor Annas Anreise, erschoss ein Mitglied einer Bürgerwehr auf einer Versammlung der reaktionären Deutschnationalen Volkspartei einen anwesenden Sozialdemokraten. Eine Razzia im Umfeld der Bürgerwehr förderte vier Maschinengewehre, 157 Handgranaten, 105 Infanteriegewehre und

mehrere Tausend Schuss Munition zutage.

Als Anna eintrifft, sicherlich per Zug, gerät sie nur noch in den Trubel einer Kurstadt. Vor dem Bahnhof warten Dienstboten und Gepäckträger. Fotografen halten die Ankunft der Passagiere fest und bieten ihre Bilder tags darauf in ihren Läden zum Verkauf an. Eine Pferdebahn bringt die Gäste ins Kurviertel. Bei Windstille dürfte Anna das Plopp-Plopp von den Tennisplätzen hören. Vielleicht erfährt sie schon, dass sie auf dem Teich des Kurparks eine Bootsfahrt machen kann. Ein Autovermieter bietet «elegante offene und geschlossene Luxuswagen» an.

Im Alter von 53 Jahren bewegt sich Anna wieder durch eine aristokratisch anmutende Umgebung, nicht mehr als Schülerin wie in Steyl, sondern als Frau, die ein Leben gemeistert hat. Auch ein Begriff von früher ist wieder da: Auf der «Partie» des Kurviertels flanieren Besucherinnen und Besucher unter Sonnenschirmen auf Kieswegen zwischen akkurat geschnittenem Rasen, ondulierten Bäumchen und Rosengärten. Anna kann an Gurgelständen Station machen, sich am prächtig gekachelten Brunnenausschank Quellwasser mit unterschiedlichem Salzgehalt reichen lassen, dem Orchester lauschen oder sich in den Lesesaal zurückziehen.

Bestimmt spürt Anna Befriedigung. Drei Wochen Belohnung. Kur statt Kampf. Nichtstun oder nur Verrichtungen, die kein unmittelbares Ergebnis erbringen müssen wie Ernten, Schlachten, Kochen. Ob sie sich grämt, dass sie im Staatsbad zugleich an die Grenzen des ihr Möglichen gerät?

Aus der Lokalzeitung vom 24. Mai 1919, Annas fünftem Urlaubstag:

«VERLOREN

Eine schwarzseidene

Kostümjacke

Abzugeben gegen hohe Belohnung

GEFUNDEN

1 Paar Handschuhe,

1 Kinderkragen

1 Geldtasche mit höh. Geldbetrag

Der Magistrat.»

Im Jahr 1919 zählt die Stadt 27.577 Gäste. Anna gehört zu den wenigen im Land, die sich diese Art von Urlaub leisten können, zählt

im Kurort aber nicht zu den oberen Zehntausend. Die bringen ihr eigenes Personal mit, Köche und Dienstmädchen, oder suchen vorab per Annonce nach einer «einf. Stütze für herrschaftl. Haushalt».

Sicher reicht Annas Geld nicht für eine Suite im Hotel Kaiserhof, das sich als «Haus ersten Ranges» mit elektrischem Licht und Zentralheizung vorstellt. Vermutlich kommt sie nicht in bester Lage in der Parkstraße unter, an dieser Monopoly-Adresse. Eher bezieht sie ein Zimmer in einem Haus wie der Villa Margarete mit gemeinschaftlichem Speisesaal zu «zivilen Preisen». Oder sie bucht sich in der «Christl. Familien-Pension» Villa Hedwig-Elisabeth ein.

Ich drücke die Daumen, dass sie jemanden zum Kartenspielen findet. Ich ahne, dass das Gezierte einiger allzu vornehmer Damen sie stört. Ich vermute, dass sie während mancher Gespräche in Caféhäusern, Pavillons und Wandelhallen biografischer Leere begegnet. Ich bin überzeugt, dass sie mutig genug ist, ohne Begleitung in die Kammerlichtspiele zu gehen, die am 23. Mai «abends punkt 7 ½ Uhr» eine Reihe von Stummfilmen vorführen, und zwar «unter freundlicher Mitwirkung des Herrn Konzertsängers Heinz Schön-Duisburg».

Am 27. Mai dann:

«Der Teufel

Ein Detektiv-Roman in 4 Abteilungen. – In der Hauptrolle der beliebte  
und gefeierte Filmkünstler

Max Landa»

Am 30. Mai:

«Das Brandmahl

Großes Drama in 4 Akten. – In der Hauptrolle  
Gerdi Nissen

Lieben und Leiden eines im Strudel der Großstadt untergehenden  
Mädchenschicksals.

Von Anfang bis Ende hochdramatisch u. spannend.»

Ewig könnte ich Anna durch Bad Salzuflen spazieren lassen. Die «Badezeit» dort muss nicht ihr erster Urlaub gewesen sein, aber die Postkarte an ihre Tochter ist das einzige Dokument, das von Ferien erzählt. Nichts weist darauf hin, dass Anna je im Meer gebadet oder auf einem Schweizer Zauberberg gekurt hätte. Auch fehlt jeder

Hinweis, ob sie nach ihrer Jugendzeit in Steyl nochmals Gelegenheit bekam, fremde Nationen als Reiseziele kennenzulernen statt nur als klösterliches Exil oder als Erzfeind, mit dem Krieg zu führen ist.

Was das Alter angeht, hat Anna mich, ihren Biografen, im Bad Salzufler Sommer 1919 wieder überholt. Und sie hat kraftraubendere Jahre hinter sich. Nur ungern möchte ich sie in ihre Zukunft entlassen.

Darum schicke ich sie noch einmal los, gönne ihr Aufschub und noch mehr Zerstreuung, zuerst am Morgen bei einer Trinkkur:

«In der Regel beginnt der Kurgast mit dem bekömmlichen schwächeren Loosebrunnen, um später zu dem kräftiger wirkenden Sophienbrunnen überzugehen. Die Bestimmung der Brunnenart, die zweckdienliche Menge und ev. Mischung derselben überläßt der Kurgast dem Arzte. Im allgemeinen wird der Brunnen nüchtern, von 6 ½ bis 8 ½ Uhr morgens, und kalt, auf besondere Anweisung auch warm verabreicht. Das einzelne Glas, das Zentiliter-Einteilung hat, soll nicht hastig, sondern langsam und in mehreren Absätzen getrunken werden. Ehe man ein zweites Glas nimmt, warte man mindestens eine Viertelstunde und mache zwischendurch eine kleine Promenade.»

Dann lasse ich Anna nachmittags ein letztes «Thermalsprudelbad» nehmen:

«Der Vorgang ist einfach: ein Thermalbad wird angelassen und, nachdem die Wanne gefüllt ist, ein weiteres Ventil zum Anstellen des Sprudels geöffnet. Sofort fließt dem Bade aus mehreren in zweckentsprechender Anordnung am unteren Wannenrande verteilten Öffnungen eine Menge frischer Thermalsole zu, die strahlenförmig ausströmend den Kohlensäuregehalt des Bades beträchtlich erhöht. Gar bald sieht der Badende an der Oberfläche des Wasserspiegels eine flimmernde Bewegung, welche von unzähligen feinen, der Oberfläche zustrebenden Kohlensäurebläschen herrührt, und nach kurzer Zeit ist der Körper von einer dichten Schicht feiner und gröberer Kohlensäurebläschen bedeckt.»

Abends schließlich Kultur. Abschied vom Urlaub und Einstimmung auf den Alltag. Zwei Tage vor Annas Abreise zeigen die Kammerlichtspiele:

«Die Postanweisung

Ein reizendes, prickelndes Lustspiel in zwei Akten.»

• • •

Zurück nach Hause muss Anna denselben Weg genommen haben, auf dem sie als Lehrerin ins Dorf kam. Die schottrige Staatschaussee von Minden nach Köln hinauf, durch den Wald aus Eichen und Fichten dem Mühlbach entgegen. Vielleicht erinnert dessen Gurgeln Anna an das kurparkheitere Plätschern in Bad Salzuflen. Wieder hat sie Gepäck dabei, dieses Mal Einkäufe, hoffentlich Geschenke für Bernhard, Clemens und Maria. Ich sehe Anna den Blumenhut vom Foto tragen, statt in einer Kutsche wird sie im Postbus sitzen, als Postagentin reist sie sicher zu reduziertem Tarif.

Mehr als 30 Jahre sind seit ihrem ersten Eintreffen vor dem Haus an der Hauptstraße vergangen.

Ob Anna zuversichtlich heimkehrt? Mit neuen Ideen für den Gasthof, inspiriert von den Kulturstätten der Kurstadt? Hat sie auf der Terrasse des Kurhauses Kontakte geknüpft? Große Pläne gefasst? Oder kommt sie urlaubsmatt zurück, müde?

1920

Im Münchner Hofbräuhaus konstituiert sich die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei.

Berlin wird durch Eingliederung umliegender Gemeinden zu Groß-Berlin. Mit fast vier Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern ist es damit die drittgrößte Stadt der Welt, nach London und New York. Die Betreiber der Schwefelkiesgruben nahe Cobbenrode bauen ihrer Belegschaft endlich eine Bergmannssiedlung.

1921

In Paris erklären die Alliierten, Deutschland solle Kriegsreparationen in Höhe von 226 Milliarden Goldmark leisten, und zwar über 42 Jahre. Massenproteste in Deutschland. Französische und belgische Truppen besetzen Duisburg und Düsseldorf als Pfand, falls Zahlungen ausbleiben.

In China gründet sich die Kommunistische Partei, zu den Gründern gehört der Lehrer Mao Zedong.

In den USA wird die erste Miss America gekürt.

1922

Angehörige der rechtsradikalen Organisation Consul ermorden in Berlin Außenminister Walther Rathenau. Der liberale Politiker entstammte einer jüdischen Familie.

In Italien beginnt der Faschist Benito Mussolini seinen «Marsch auf Rom». Tage später ist er Ministerpräsident.

Das Deutsche Institut für Normung erlässt eine Richtlinie für Papierformate, darin legt es unter anderem das DIN-A4-Format fest. In Cobbenrode findet die seit dem Krieg zerschlagene Blaskapelle wieder zusammen. Die Musiker, ausschließlich Männer, kaufen Posaunen, Hörner, Trompeten und Pauken eines alten Landwehrregimentes auf. Da viele keine Noten lesen können, schreiben sie Ziffern auf Notenblätter.

1923

Um Ödland bei Los Angeles besser vermarkten zu können, stellt eine Maklerfirma in den dortigen Hügeln einen Schriftzug aus weißen Buchstaben auf: HOLLYWOODLAND. Die letzten vier Buchstaben werden später entfernt.

Im Tal der Könige öffnet der Ägyptologe Howard Carter die Grabkammer des Pharaos Tutanchamun.

Die Universität Tübingen verleiht der Frauenrechtlerin Helene Lange die Ehrendoktorwürde für Staatswissenschaften.

Weil deutsche Reparationen ausbleiben, besetzen französische Truppen das komplette Ruhrgebiet.

Im Münchner Bürgerbräukeller ruft Adolf Hitler eine Revolution aus und proklamiert einen «Marsch auf Berlin». Die bayerische Landespolizei schlägt den Putschversuch nieder.

1923 wird das Jahr der Hyperinflation. Das Deutsche Reich hat sich für den Krieg hoch verschuldet, jetzt muss es die Sieger entschädigen – und druckt massenhaft Geld. Im Streit darüber, wie die Bedingungen des Friedensvertrags von Versailles zu bewerten sind, stürzen immer wieder Regierungen. Der Aufstieg der Nazis und Attentate wie das auf Außenminister Rathenau zerstören das Vertrauen in Deutschland und dessen Währung weiter und weiter, der Kurs der Mark stürzt und stürzt. Die «eisernen Bestände an Postwertzeichen» in Höhe von 64 Mark in Annas Postfiliale sind nichts mehr wert, die zu garantierenden Reserven von

150 Reichsmark in bar eine lächerliche Summe.

Aus der Niederschrift eines sauerländischen Nothilfevereins, der Bergarbeiterfamilien bei Todesfällen unterstützt:

«29.9.1923 Der Sarg für ein Kind kostet 625 Mio. Mark.

10.10.1923 Der Sarg für eine Frau kostet 9,3 Mrd. Mark.»

In den Gruben bei Cobbenrode stellen die Bergleute die Arbeit ein. Ihr Lohn wächst nicht so schnell wie die Preise, das Geld reicht nicht mehr, um Lebensmittel zu kaufen. Die Männer stürmen den Verkaufsraum der Zeche und plündern die Vorräte. Zwei Arbeiter, die zwei Paar Schuhe und fünf Hemden stehlen, werden mit eineinhalb und zwei Jahren Gefängnis bestraft.

Im Herbst kostet ein Brot mehrere Milliarden Mark.

In den Städten stehen Hungernde vor Suppenküchen Schlange.

Rentner wühlen im Müll.

Frauen und Mädchen prostituieren sich.

Wer seine Ersparnisse einer Bank anvertraut hat, in der Hand bloß ein Sparbuch anstelle von Gold, Schmuck oder wenigstens Möbeln, verliert innerhalb weniger Wochen nahezu alles. Ganze Lebensleistungen verschwinden, Familien fallen in Armut. Aber es gibt auch Gewinner: Kredite sind schnell abbezahlt, manchmal mit einer einzigen Banknote. Den Bauern geht es besser als den Städtern. Ein Schinken hält sich länger als ein 100.000.000-Mark-Schein.

In Annas Postfiliale treffen seit jeher Renten und Pensionen ein, wird Bargeld ein- und ausbezahlt. Während der Inflation drucken landesweit 133 Fremdfirmen im Auftrag der Reichsbank Tag und Nacht neue Banknoten, mehr als 1700 Druckpressen laufen, etwa 30 Papierfabriken liefern pausenlos Material. Die Geldmenge wächst und wächst, Kolonnen von Lastwagen transportieren sie in die Städte, eskortiert von Sicherheitskräften. Dann werden die neuen Scheine per Handkarren in die Lohnbüros der Betriebe verteilt. Jede Stunde zählt, jeder Kilometer bedeutet Verzögerung. Cobbenrode ist abgelegen. Ich sehe jene, die Bargeld brauchen, seit dem Morgengrauen vor dem Haus an der Staatschausee stehen und auf die Ankunft des Postwagens warten, Anna am Schalter jetzt Vertreterin eines versagenden Staates, ihr Mann Bernhard, ein Kriegsveteran, womöglich mit einer Hand an der Waffe.

Es ist nicht die Zeit, in der man sich Freunde macht.

Morgens müssen Dringlichkeit und Gedränge herrschen, wird Geld geholt, werden Briefe aufgegeben, bevor das Porto teurer wird. Briefmarken, wie sie damals durch Annas Hände gingen, werden heute als Kuriositäten gehandelt. Im Internet bietet die Post Sammlern ein Komplett-Set «Postwertzeichen der Hochinflation» an, dunkel überdruckt mit Nennwerten wie «5 Tausend», «250 Tausend», «10 Milliarden», zu kaufen für 85 Euro. Die bunten Papierchen wirken wie Spielgeld, irgendwie unernst. Sie erzählen die Inflation als schrilles, lautes Ereignis. Dabei muss es auch stille Momente geben. Abends, wenn die Preise weiter gestiegen sind und das Geld nochmals an Wert verloren hat, wird an Annas Schalter gespenstische Leere herrschen. In den Küchen der Bergleute wird ein letztes Stück Brot geteilt. Menschen blasen die Kerzen aus, gehen zu Bett und grübeln, was am nächsten Morgen als Erstes zu tun ist.

1924

Nach mehreren Schlaganfällen stirbt der Gründer der Sowjetunion, Wladimir Iljitsch Lenin. Josef Stalin rückt nach.

In Deutschland gehen mehrere Rundfunkstationen auf Sendung, darunter die Westdeutsche Funkstunde AG in Münster und die Ostmarken Rundfunk AG in Königsberg.

Bei den Reichstagswahlen erleiden die Parteien der Mitte hohe Verluste.

Thomas Mann veröffentlicht den Roman *Der Zauberberg*.

In Cobbenrode zieht die Firma Falke in eine größere Manufaktur, bis zu 40 Socken-Strickerinnen finden Arbeit.

1925

Ein Kölner Kaufhaus nimmt eine Rolltreppe in Betrieb.

Eine Berliner Zeitschrift druckt erstmals ein Kreuzworträtsel ab. Der neue Zeitvertreib ist in den Vereinigten Staaten und Großbritannien Volkssport, dort sorgt sich die *Times*, dass dem Bruttosozialprodukt Millionen Stunden wertvoller Arbeitszeit an eine «läppische, sinnlose Sache» verloren gingen.

Hitler stellt den ersten Band von *Mein Kampf* vor.

1926

Die Deutsche Luft Hansa Aktiengesellschaft nimmt ihren Betrieb auf. Der erste Linienflug führt von Berlin-Tempelhof nach Zürich, mit Zwischenlandungen in Halle, Erfurt und Stuttgart.

In Berlin wird der Film *Die Biene Maja und ihre Abenteuer* uraufgeführt.

In London wird eine Prinzessin geboren. Ihre Eltern lassen sie auf den Namen Elisabeth taufen.

In Cobbenrode gründen junge Männer einen Fußballclub. Initiator ist ein Gastwirt, der mit Anna konkurriert. Sein Wirtshaus wird Vereinslokal. Dazu entscheidet das Dorf, das alte Schützenzelt durch eine feste Schützenhalle zu ersetzen, und zwar «gegenüber der Gastwirtschaft Vogelheim».

Anna wird sechzig.

Das letzte Foto.



Wieder kein Datum und keine Erläuterung. Der Abzug könnte ins Jahr 1926 gehören, vielleicht 1927, grob geschätzt. Anhaltspunkt dafür ist das Mädchen am linken Rand, Maria. Nicht mehr Kind, noch

nicht Frau, um die 15 Jahre alt. Im flirrenden Baumschatten eines Sommers, bei Wind, der einige Blätter verwischt, hat die ungewöhnliche Familie Aufstellung genommen. Vier Menschen, jeder in einem anderen Lebensjahrzehnt, unterschiedlich eng miteinander verwandt, alle feiertagsschön herausgeputzt, in glänzend polierten Schuhen. Bernhard trägt Frack, Clemens einen Zweireiher mit Einstecktuch, Maria ein helles, weites Reformkleid, Zeichen der neuesten Moderne. Im Hintergrund Anna, klein, großmütterlich, dunkle Eminenz in zweiter Reihe, fast eins mit dem Baumstamm hinter ihr.

Das Foto ist meiner Gegenwart am nächsten, aber es erschließt sich mir am wenigsten. Die Familie – oder ein unbekannter Fotograf – hat einen einzigen, gedrechselten, schweren Holzstuhl in den Garten getragen. Darauf nimmt in Patriarchenpose Bernhard Platz, nicht die deutlich ältere Anna. Ihre Kinder flankieren den Herrscher auf dem Thron und stemmen ihre Hände in die Hüften. Perfekte Symmetrie. Anna? Ein Dazwischen, ein Daneben, ein Dahinter. Ihr Gesicht verschlossen, ihr Blick distanziert, aus den Augenwinkeln.

Ganz gleich, ob der Fotograf die vier so aufgestellt hat oder ob sie sich selbst sortierten, nach heutigen Maßstäben wirkt das Arrangement etwas taktlos. Fast ärgert es mich, auf das Foto gestoßen zu sein. Es beschädigt das Bild, das ich mir von der Familie gemacht habe. Wie zurückgezogen Anna erscheint. Wie arrogant, wie schnöselig ihr zweiter Mann und die beiden Kinder im Sekundenbruchteil der Belichtung wirken. Das Foto strahlt Kälte aus. Die Familie muss die Inflation gut überstanden haben, oder sie hat sogar davon profitiert. Nun stellt sie selbstbewusst ihren Wohlstand zur Schau. Will man als Dorfbewohner mit diesen Leuten ausgelassen Schützenfest feiern? Und wer ist die 60-jährige Anna in diesem Gefüge? Eine Patin, die aus dem Hintergrund dirigiert? Oder Randfigur ohne Einfluss?

Das Foto führt mir vor Augen, wie wenig ich auch jetzt noch über meine Heldin und ihr Umfeld weiß.

Ich dürfte manches in Anna gesehen haben, was sie nie war. Und werde einiges übersehen haben, was sie gewesen ist. Was zum Beispiel, wenn sie doch Tagebuch führte? Was, falls irgendein Nachfahre einen Karton mit Memoiren wegwarf und so einen ganzen Wesenszug auslöschte? Geschichtsfälschung durch Aufräumen. Womöglich war Anna ein völlig anderer Mensch als der, den die verbliebenen Zeugnisse präsentieren. Vielleicht hat sie sich den

beiden Männern, mit denen sie eine Ehe einging, stärker untergeordnet, als ihre Berufsbiografie das glauben lässt. Oder sie war durchgehend genau das «Donnerwetter», als das einer von Clemens' Brüdern sie beschrieb, rechthaberisch, egoistisch, aufbrausend, und dem Termin mit dem Fotografen ist irgendein heftiger Streit vorangegangen. Flüche verhallen schnell und Wutanfälle vergehen wie Gewitter, da hätte Anna die Zeit in die Karten gespielt.

Ich habe in ihrem Leben gestöbert wie in einem Antiquariat, und Anna konnte sich nicht dagegen wehren. Ich bin in Bereiche vorgedrungen, in denen sie mich kaum hätte sehen wollen, und habe ihre Existenz nachträglich mit Etiketten versehen, auf denen «stark», «eigenwillig» und «emanzipiert» steht. Welches davon hätte ihr gefallen? Welches hätte sie zurückgewiesen? Welches nicht verstanden?

An jenem Sommertag, an dem das Foto im Garten entstand, muss die Familie irgendwann den Stuhl genommen und zurück ins Haus getragen haben. In meiner Vorstellung geht Bernhard mit den Kindern vorweg. Anna verweilt noch kurz unter dem Baum, was einem Zeitreisenden die Chance böte, sie anzusprechen.

Ich hätte noch Fragen.

Wie weit wich ihr Leben von dem ab, was sie sich als Kind davon erwartet hatte?

Empfand sie diese Abweichungen als Gewinn oder Verlust?

In welcher Phase war sie am meisten sie selbst, ihr Sein weitgehend deckungsgleich mit ihrem Wollen?

Las Anna ihre Biografie als eigene Leistung oder hatte sie den Eindruck, vieles sei ihr unterlaufen?

Sah sie, religiös erzogen, Gott zeitlebens als Beschützer?

Betrachtete sie sich als Vorkämpferin der Frauen oder erklärte sie sich ihre Entscheidungen damit, eher unweiblich zu denken, zu reden, zu handeln?

Hatte sie das Gefühl, mit ihren Entscheidungen die Zukunft zu gestalten?

Hat sie jemals über ihre Wirkung auf ihre Nachkommen nachgedacht?

Wäre ein in diesem Bewusstsein geführtes Leben anders, besser, schlechter?

So verlockend wie der Wunsch, zu der Frau unter den Baum zu gehen, ist die Versuchung, sie ins Heute zu holen. Wer, was und wo wäre sie im 21. Jahrhundert?

Verblüffenderweise kann ich mir Anna in allerlei Rollen vorstellen. Als Kommunalpolitikerin einer progressiven Partei ebenso wie als Geschäftsführerin einer Mittelstandsvereinigung oder als eine in Vollzeit arbeitende Mutter. Anna ist denkbar als Person, die wegen ihres festen Willens und Freiheitsdranges dauernd in Konflikte gerät, aber auch als Mensch, der kaum auffällt, weil er ganz gut in unsere Gegenwart passt.

Es gelingt mir nicht, Anna aus ihrem Jahrhundert zu lösen, jeder Versuch endet in Widersprüchen oder Beliebigkeit. Aber warum sollte ich Anna auch in die Zukunft holen? Sie war ja damals schon eine Frau vor ihrer Zeit.

Sie war. Sie entgleitet mir in die Vergangenheitsform. Ich kann sie nicht mehr lange halten.

• • •

1928 übergibt Anna die Postagentur an ihren Sohn. Sie hat die Filiale in den Bergen von einem Clemens Vogelheim übernommen und tritt sie 25 Jahre später wieder an einen Clemens Vogelheim ab. Das liest sich, als habe Anna nur eine Lücke gefüllt. Wir wissen, dass das nicht stimmt.

In einem Roman oder Spielfilm würde Anna an dieser Stelle für ein großes Finale sorgen, für einen letzten Dreh, für den ultimativen Beleg ihrer Eigenschaften und Eigenarten. Eine heimliche Liebschaft käme in Betracht, ein nächster neuer Mann, ein später Aufbruch in die Politik, ein Fortzug in die Stadt. Dabei hat sie in ihrem Leben genug vollbracht, und historische Figuren sind nicht zu unserer Unterhaltung da.

Zum Abschied aus ihrem zweiten Beruf erhält Anna von der Post ein fünfteiliges Kaffeeservice. Milchkrug, Zuckerdose, zwei Kännchen, Tablett, darin eingraviert ihre Dienstzeit: 2. Oktober 1903 bis 2. Oktober 1928.

Das Service steht heute bei meiner Mutter. Nach Jahren im Schrankdunkel hat es einen Platz am Licht erobert. Manchmal frage ich, ob es nicht vielleicht doch noch andere Erinnerungsstücke gibt. Ich bedaure, wie wenig geblieben ist, von dem sich mehr über Annas Leben ableiten ließe. Im Stillen werfe ich Anna vor, sich nicht um ihren Nachlass gekümmert zu haben. Dann geht mir auf: Ich werde wahrscheinlich noch weniger hinterlassen.

Archäologen, die normalerweise in der Vergangenheit graben, sagen voraus, dass von uns Gegenwärtigen zwar mehr bleiben wird als von allen Generationen zuvor, eine gewaltige Schicht aus Plastik, Beton und Feinstaub, die noch in 100.000 Jahren in den Sedimenten in der Erde zu finden sein wird, falls jemand sucht. Allerdings könnten wir als Individuen rasch vergessen werden.

All die Fotos, die wir machen, die Filme, die wir aufnehmen, sind immateriell.

Manche Möbel wechseln wir so schnell wie die Moden, viele Umzüge überstehen sie jedenfalls nicht.

Und «gutes Geschirr» braucht nur, wer noch einen Unterschied zwischen den Wochentagen macht.

Ich besitze keine stabile Kommode, keine wertvolle Uhr, kein Kaffeeservice mit Gravur und male mir das als Bescheidenheit und Postmaterialismus schön. Aber es erzählt auch von einer gewissen Wurschtigkeit dem Leben gegenüber, zumindest gegenüber den Dingen, die uns leicht verfügbar und ersetzbar erscheinen. So werde ich, Stand heute, vor allem Dinge vererben, die ich selbst geerbt habe.

• • •

Wann Anna den Knoten in ihrer Brust ertastet, weiß ich nicht. Kein Brief erzählt davon, kein Befund, kein Kampf, dokumentiert durch die Familie. Und schon damals hat Anna geschwiegen. Nach medizinischem Ermessen dürfte sie bereits am Tag, an dem sie sich im Garten hinter Bernhards Stuhl für das Familienfoto aufstellte, gewusst haben, dass sie den Tod in sich trägt. Auch das könnte ihr Zurücktreten in den Hintergrund erklären.

Der Krebs befällt Anna ein halbes Jahrhundert zu früh. Es gibt keine Früherkennung. Die Strahlentherapie steckt in ihren Anfängen. Narkosen dauern oft nicht lang genug für komplexe Operationen. Arzneien wie Tamoxifen sind noch nicht entwickelt. Nicht viele Menschen werden überhaupt alt genug, um Krebs zu entwickeln. Die Krankheit wird gerade erst zum Massenphänomen.

Sollte Anna, die Außergewöhnliche, mit Gebrechen ähnlich umgehen wie ihre Zeitgenossinnen, könnte sie selbst ihrer Familie den Tumor und die Schmerzen lange verheimlicht haben. Auch Anna, der Starken, scheint am Ende die Kraft zu fehlen, um sich ein weiteres Mal aus den Umständen ihrer Zeit zu befreien. Brustkrebs ist damals eine schambesetzte Erkrankung. Die Überwindung, sich einem Arzt anzuvertrauen, muss riesengroß sein. Frauen zeigen ihre Brüste nicht, viele halten sie auch beim Sex bedeckt. In den Schulbüchern, die Anna als Lehrerin zur Verfügung standen, ist nirgends von primären oder sekundären Geschlechtsorganen die Rede, sondern von «Kopf, Rumpf und Gliedern». Der Körper wird mit einem Uhrwerk gleichgesetzt, dessen Einzelteile nicht schadhaf werden dürfen. Leiden sind Gottes Wille oder eigene Schuld, dazu eine Last für die Gemeinschaft.

*Lesebuch für Kaufmännische Schulen*, Berlin 1912, Seite 160:

«Die menschliche Gesundheit ist ein wertvolles Gut. Ihre Beeinträchtigung verursacht nicht nur dem einzelnen Menschen sondern auch der Gesamtheit Nachteile.»

Seite 184:

«Nur ein gesunder Mensch kann seinen Einfluß in der Welt geltend machen. Wie bald ist ein Kranker ausgeschieden und vergessen! Soviel

an uns liegt, haben wir durch vernünftige Lebensweise zur Erhaltung unserer Körperkraft beizutragen nach dem bekannten Knittelverse: Gesundheit kauft man nicht im Handel, sie ruht im eignen Lebenswandel!»

Anna, die Unvernünftige. Anna, die anderen zur Last fällt. Anna, die ausscheidet.

Ich will jetzt bei ihr bleiben. Deshalb kein 1929, 1930, 1931, nichts über Börsencrash, Weltwirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit, nichts über Max Schmelings Box-Triumphe, das Tanzverbot für Josephine Baker und den Widerstand des Mahatma Gandhi.

In Cobbenrode verschwindet Anna aus dem Fenster des Postschalters, aus dem Blickfeld der Nachbarn, aus dem Dorfleben. Noch einmal könnte sie mit ihrer Tochter Maria im Postbus nach Köln gereist sein. Da sind schwarze Scherenschnitte einer älteren und einer jüngeren Dame, zwei Schattenrisse, Stupsnasen, Wimpern, Hut. Beide Blätter mit einem Urheberstempel bedruckt:

«H. Nolden  
Silhouettist  
Köln, Lichhof 4»

Vermutlich betet Anna im Dom, vielleicht fährt sie Rolltreppe im Kaufhaus, ruht sich aus in einem Café am Rhein, während Züge über die Hohenzollernbrücke rumpeln.

Eine Fotografie von Anna als kranker Frau, als Krebspatientin fehlt. In der Bildergalerie ihres Lebens verbringt sie ihr Dasein im Stehen, selten sitzend, ohne Beschwerden und ohne Buckel.

Irgendwann ist der Tumor derart gewachsen, dass er die Haut durchbricht. «Offene Brust». Diese beiden Worte bilden in meiner Familie das Trauma der nachgeborenen Frauen. Dazu kommt «elender Tod». Offene Tumore stinken grässlich, ein Arzt sagt mir, zu Beginn des 20. Jahrhunderts sei ein Mensch damit kaum mehr gesellschaftsfähig gewesen.

Ich verorte Anna am Ende in Zimmer Nummer 3, in dem Haus, in dem sie anfangs nicht willkommen war, dann mit zwei Männern lebte und zwei Kinder gebar. Ihre Brüder, wortlose Gestalten, sind längst verschwunden, von den Zeitläuften zermalmt. Ich wünschte, ihre Schwestern können kommen, allen voran Josephine, die als Älteste ihre erste Beschützerin war, deren Spur ich aber längst verloren habe.

Ich hoffe, Annas Mann und die Kinder ekeln sich nicht vor ihr und setzen sich länger zu ihr ans Bett. Ich stelle Anna einen der neuen Rundfunkempfänger auf den Nachttisch, damit sie das Radiosinfonieorchester oder aktuelle Schlager hören kann. 1932 singt Hans Albers *Komm auf die Schaukel, Luise*, die Chansonette Fritzi Massary *Ich bin eine Frau, die weiß was sie will*. Die Welt ist jetzt bereit für solche Texte, aber Anna muss gehen.

In guten Augenblicken sehe ich sie in ihren Poesiealben blättern. In schlechten Momenten lasse ich sie durch Morphinträume schweben und alle zu ihr kommen, die sie in Zimmer Nummer 3 vermisst.

Das Dorf erscheint wieder wie weggerückt. Es ist zu fernem Geräusch geworden, wie zu Beginn, als Anna unter dem Dach der Schule wohnte und nicht zu Clemens durfte. Aus der Wirtsstube dringen dumpf Gespräche der Gäste herauf, hin und wieder Gläserklirren und der Ausruf eines Kartenspielers. Draußen vor dem Haus das Kommen und Gehen der Postkunden, vertraute Stimmen. Auf der anderen Straßenseite die neue Sockenfabrik, nicht weit davon die Schützenhalle. An den Festtagen das Spiel der Blaskapelle. Regelmäßig die Kirchenglocken. Durchgehend Schmerzen.

Anna stirbt unter Qualen, heißt es. Wahrscheinlich hat der Krebs in die Knochen metastasiert. Ihr Leben, in dem sie von einer Getriebenen zur treibenden Kraft wurde, endet nach 65 Jahren. Als Todesdatum ist der 4. März 1932 festgehalten, ein Freitag.

Ich finde keinen Totenzettel und keine Trauerkarte, die Anna würdigen. Da ist kein Testament, kein letzter Wille. Anna geht still hinüber zu den Toten.

Den acht Milliarden Menschen, die heute auf der Erde leben, stehen geschätzt 100 Milliarden gegenüber, die bereits gestorben sind. Die Zeit gleitet wie die Lichtleiste eines Kopierers über die Generationen hinweg: Auf Dunkel folgt kurz hell, dann wird es wieder dunkel. Es geht schnell.

• • •

Auf Annas biologischen Tod folgt ihr soziales Sterben.

An einem mir unbekanntem Tag wird sie neben Clemens beerdigt. Ihr erster Mann ruht links von ihr. Rechts soll Platz bleiben für Bernhard, ihren zweiten. Soweit der Plan.

Wenige Wochen nach Annas Tod heiratet ihre Tochter Maria. Das Kind gegen alles Gerede, gegen alle Konventionen, gegen alle Wahrscheinlichkeiten. In den darauffolgenden Jahren bekommt Maria ihre vier Töchter. Die jüngste davon ist meine Mutter. Sie wurde Lehrerin und hat Anna, deren Geschichte sie vom Hörensagen kannte, immer als Inspiration verstanden. Heute ist meine Mutter über achtzig. Wenn wir telefonieren, bittet sie mich darum, mich mit dem Schreiben dieser Geschichte zu beeilen.

Als die Deutschen einen zweiten Weltkrieg entfesseln, braucht das Land wieder Soldaten. Nicht der junge Clemens zieht los, wieder geht Bernhard. In meiner Familie heißt es, er habe seinen Stiefsohn vor dem Grauen bewahren wollen. Vermutlich aber war Clemens als Postagent einfach «kriegswichtig» und deshalb unabkömmlich. Noch einmal robbt Bernhard durch die Schützengräben an der Westfront. Wieder überlebt er. Nach seiner Rückkehr bringt Bernhard den Gasthof zur Post während der Wirtschaftswunderjahre noch einmal zu großer Blüte, gemeinsam mit Clemens und der restlichen Familie. Jeden Morgen steht er früh auf und füttert das Vieh. Zur Erntezeit zieht er über die Felder und hebt jede vergessene Kartoffel auf. Abends wartet er im Wirtshaus, bis die letzten Gäste gehen, oft mit «Zigarre auf dem Zahn», heißt es. Bernhard heiratet nie wieder und nennt sich stolz dienstältester Witwer des Dorfes. Als er 1961 stirbt, ist die Gruft neben Anna belegt. Bernhard wird ihr gegenüber bestattet, von einem Kiesweg von ihr getrennt.

Mittlerweile sind die Gräber aufgelöst.

Die Kirche, in der Anna zwei Männer heiratete, wurde als «allzu niedrig, zu enge und zu feucht» empfunden, geschliffen und durch eine neue ersetzt.

Die Schule wurde abgerissen. An ihrer Stelle ist heute ein Parkplatz.

Die Minden-Koblenzer Chaussee durchbricht als asphaltierte Schneise den Ort und heißt nun Bundesstraße 55. Kein Pferd kommt beim Anstieg mehr außer Atem, kein Durchreisender muss noch anhalten. Aus Sicht eines Autofahrers fliegen das Dorf, dessen Häuser und deren Geschichten innerhalb von Sekunden links und rechts der Fenster vorbei.

Der Gasthof zur Post wurde umgebaut und renoviert, seine Backsteinfassade ist inzwischen weiß verputzt.

In Cobbenrode gibt es keinen Postschalter mehr, nicht mal einen Paketshop, nur einen Briefkasten.

Die Strickerei von Falke ist geschlossen, die Firma produziert heute unter anderem in Serbien und Südafrika. Standort-Scouts großer Unternehmen trinken ihren Kaffee längst auf anderen Kontinenten. Dort beginnen jetzt neue Geschichten.

Annas Geburtshaus in Horn ist verschwunden.

In Steyl, Niederlande, verrottet die Villa Moubis, das einstige Kloster. Ein Immobilienentwickler will das Haus zu einem Pflegeheim umbauen, aber die Nachbarn wehren sich. Das Grundstück ist eingezäunt, der Garten überwuchert, Farbe platzt von der Fassade, in den Zimmern blüht Schimmel, von den Decken rieselt der Putz. Während eines Rundgangs durch das Haus mahnt ein junger Makler, nicht zu weit in die einzelnen Räume zu gehen. Der Boden könnte nachgeben.

Das muss das Endstadium des sozialen Sterbens sein. Nach der Person selbst und nach den Erinnerungen an ihre Eigenschaften verschwinden auch die Kulissen, in denen sie lebte. Für die sogenannten normalen Menschen werden keine Pyramiden gebaut, keine Mausoleen überwölben ihre Gräber. Keine Straße, keine Briefmarke, keine Gedenktafel wird ihnen gewidmet. Ihre Geschichten lagern in Kartons und in Kellern, unvollständig, auf verschiedene Archive verteilt, sortiert nach der Logik von Kirche und Staat. Splitter einstiger Existenzen, von Jahr zu Jahr schwieriger zusammenzufügen. Es fühlt sich seltsam an, am Ende dicke Bände mit Schulprotokollen, Grundbucheinträgen und Steuerlisten in ihren Bibliotheksschlaf zurückzustellen. Die Seiten brüchig wie Blätterteig, die Buchdeckel von nun an voraussichtlich auf ewig verschlossen. Im Dunkel dazwischen hier und da Hinweise auf eine Frau namens Anna Raesfeld, geborene Kalthoff, verwitwete Vogelheim, die eine wie keine war und eine wie viele.



## Dank

Da niemand mehr da ist, der der Heldin dieses Buches persönlich begegnet wäre, war ich umso mehr auf Menschen angewiesen, die sich in der Zeitspanne von Annas Leben auskennen. Unwissentlich geholfen haben mir Autorinnen und Autoren, deren Bücher vieles, auch viel Außergewöhnliches über die Lebensumstände vor einem Jahrhundert schildern. Unter unzähligen Büchern waren das insbesondere *Der Mann auf dem Hochrad* von Uwe Timm, der wunderbar die Freude früher Radfahrer schildert, dazu der Sammelband *Frauenwahlrecht* von Hedwig Richter und Kerstin Wolff, *Kampf um die Moderne* von Jürgen Kocka, *Kindheit im Sauerland in früherer Zeit* von Bärbel Michels, die Geschichte der Meggener Bergleute von Bruno Heide sowie die Cobbenroder Chronik, zusammengestellt vom Historiker Alfred Bruns.

Der Figur Anna haben dann sehr viele Menschen noch einmal Leben eingehaucht. Ein großer Dank an meine Tante Ingrid Helle, an meine Cousinen Ulrike Helle, Jutta Rademacher und Susanne Webendorfer, an meinen Cousin Andreas Wienand, an Manfred und Dieter Vogelheim und an meine Mutter Ursula Sußebach dafür, dass sie ausführlich mit mir sprachen und mir Erbstücke von Anna anvertrauten. Dank an Markus Bussmann von der Kreisverwaltung Soest, der frühe Spuren der Familie Kalthoff auf Katasterkarten fand, an Ulrich Raneck, der mich als Heimatpfleger von Horn-Millinghausen durch Annas Geburtsort führte, an Winfried Wiggenbrock, dessen Kenntnis der Kirchenbücher Annas Familie erst komplettierte. Auch ohne Michael Streit vom Erzbistumsarchiv Paderborn wäre das Kindheitskapitel sehr kurz ausgefallen. Gaby Heusschen vom Erfgoedcentrum Nederlands Kloosterleven, Christina Höbrink von den Schwestern von der Göttlichen Vorsehung in Münster und Václav Mucha von den Steyler Missionaren machten mich auf die fast vergessene Geschichte der Villa Moubis aufmerksam, woraus sich der Kontakt zu Ruben Bultman vom Ontwikkelingsmanagement der niederländischen Symphony Estates ergab, der mir Akten über die Geschichte der Villa überließ und mich

durch das marode Gebäude führte. Hilka Baumann vom Deutschen Auswandererhaus in Bremerhaven kam Annas Bruder Wilhelm auf die Spur, Thomas Kessler-Lauterkorn vom Deutschen Wetterdienst lieferte Wetterdaten zu. Ivan Sojc vom Deutschen Fahrradmuseum in Bad Brückenau erklärte mir Clemens' erste Räder. Heinz-Elmar Tenorth, Professor für Historische Erziehungswissenschaften in Berlin, nahm sich unfassbar viel Zeit, Fragen zur Schulgeschichte zu beantworten. Thomas Breitfeld vom Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz fand rasch, wonach ich im Wust vieler Verordnungen lange gesucht hatte: den Originalerlass des Lehrerinnen-Zölibats. Sebastian Greitemann von der Gemeinde Eslohe öffnete mir die Kellertüren zum kommunalen Archiv, darin die Schulchronik. Wolfgang Jenke, der die Mühle in Cobbenrode hütet, und Markus Winkelmeier vom Heimat- und Förderverein ließen das alte Dorf noch einmal aufleben. Carina Himmelrath stand bei der Firma Falke als Ansprechpartnerin zur Verfügung, Claus-Carsten Andresen als Media Spokesperson Heritage & Archive bei Dr. Oetker. Margret Baumann von der Deutschen Gesellschaft für Post- und Telekommunikationsgeschichte in Offenbach schickte mir ein schweres Paket, darin wertvolles Material über Frauen bei der Post. Lukas Tuschewitzki vom Stadtarchiv Bad Salzuflen und der Stadtführer Rainer Laag ermöglichten eine Zeitreise durch die dortigen Kuranlagen. Bernhard Wörmann, Medizinischer Leiter der Deutschen Gesellschaft für Hämatologie und Medizinische Onkologie (DGHO), ärztlich tätig an der Berliner Charité, Campus Virchow, vermittelte einen Eindruck vom Krebsleiden einer Frau in den 1930ern. Matthias Buser vom Stenografenverein im schweizerischen St. Gallen entzifferte Clemens' Eintrag in Annas Poesiealbum. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Dortmunder Instituts für Zeitungsforschung stellten alte Tageszeitungen auf Mikrofilm bereit. Harald Rohr transkribierte die Schulchronik, die Poesiealben sowie Annas und Bernhards Postkarten, alles in Kurrentschrift verfasst. Zu guter Letzt Dank an meinen Literaturagenten Alexander Simon und meinen Lektor Sebastian Ullrich; beide glaubten von Beginn an an dieses Projekt und halfen ungemein bei dessen Verwirklichung.

Alle, die ein Puzzlestück zur Rekonstruktion von Annas Leben beisteuerten, waren gespannt auf die Summe aller Teile. Ich hoffe, das Buch erfüllt ihre Erwartungen. Es ist auch ihr Werk.



## Bildnachweis

Alle Abbildungen stammen aus Familienbesitz, mit Ausnahme des Plans auf S. 27 (Urriss Nr. 6 der Gemarkung Horn von 1829 (Ausschnitt)), © Kreis Soest/Liegenschaftskataster und Vermessung) und des Fotos auf S. 43 (entnommen aus einer Broschüre des St.-Joseph-Pensionats in Steyl).

## Zum Buch

Irgendwann im Leben fragen sich die meisten Menschen, wer vor ihnen war, in welche Kette gelebter Leben sie sich selbst einreihen. Fast alle haben ein genaues Bild der eigenen Eltern, auch nach deren Tod. Die meisten können sich auch die Großeltern in lebendiger Erinnerung vor Augen führen. Aber wie sieht es noch eine Generation früher aus? Wie schnell verschwindet ein Menschenleben?

Henning Sußebachs Urgroßmutter gehört zu denen, die schon fast völlig in der Vergangenheit versunken sind. Allerdings hält sich in der Familie eine Legende: Anna Kalthoff, geboren 1866, gestorben 1932, die nach den üblichen Maßstäben zu den «gewöhnlichen» Menschen zählt, soll ein eher ungewöhnliches Leben gelebt haben. Ein Leben voller Schicksalsschläge und krasser Wendungen. Geprägt von einer großen Liebe, die lange im Verborgenen bleiben musste und vom Kampf um einen Platz in der Arbeitswelt. Anna ergriff Chancen, die sie nicht hatte, und behauptete sich in einer Epoche, in der eigentlich die Männer den Frauen die Plätze zuwiesen. Doch Annas Nachlass ist winzig. Also macht sich ihr Urenkel auf den Weg und versucht ein Jahr lang, alles zu finden, was es von ihr bis ins Heute geschafft hat. Sein ungewöhnlich einfühlsames und emotional berührendes Buch ist der Versuch, eine Erinnerung zu retten. Es zeigt, auf welchen Entscheidungen, welchem Mut und welcher Willenskraft beinahe vergessener Ahnen unsere eigene Existenz beruht. Und es macht deutlich, was unsere Vorfahren alles erkämpft haben und was wir in unserer heutigen Bequemlichkeit vielleicht für allzu selbstverständlich halten.

## Vita

Henning Sußebach, Jahrgang 1972, ist Redakteur der Wochenzeitung DIE ZEIT. Für seine Reportagen wurde er mit einigen der wichtigsten deutschen Journalistenpreise ausgezeichnet, darunter: der Deutsche Reporterpreis, der Theodor-Wolff-Preis, der Henri-Nannen-Preis und der Egon-Erwin-Kisch-Preis.



Mit 17 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2025

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten. Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

Umschlaggestaltung: buxdesign | München, Ruth Botzenhardt

Umschlagabbildung: Leon Giran-Max (1867–1927), Frau in einem Mohnfeld, © Bridgeman Images

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

ISBN Buch 978 3 406 83626 8

ISBN eBook (epub) 978 3 406 83627 5

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel sowie versandkostenfrei auf unserer Website

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de).

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere Informationen.